J. L. Perez
Musikalische Novellen

Jizchok-Leib Perez / Muſikaliſche Novellen

Jizchok-Leib Perez

Muſikaliſche Novellen

Mit fünf Original-Lithographien

von

Jacob Steinhardt

Verlag für Jüdiſche Kunſt und Kultur
Fritz Gurlitt · Berlin 1920

Deutsch von Alexander Eliasberg

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1920 by Fritz Gurlitt Verlag · Berlin W
Gedruckt bei Otto v. Holten · Berlin C

„Der Purimgeiger" wurde mit Genehmigung
des Verlags B. Harz, Berlin der Sammlung „Ostjüdische Novellen" entnommen.

Inhaltsverzeichnis

Seite

Schma Jißroel oder Der Baßgeiger 7

Die Wandlungen einer Weise 23

Die Kabbalisten 43

Der Purimgeiger. 51

Er spielt für den Teufel 59

Schma Jißroel oder Der Baßgeiger

Schma Jißroel

oder

Der Baßgeiger

In Tomaschow, einem kleinen polnischen Städtchen an der galizischen Grenze, erschien eines schönen Tages ein armer Bursche, von dem niemand wußte, woher er kam und wo er seine Tage und Nächte verbrachte. Er zeigte sich nur dann und wann und bat um Essen.
Selbstverständlich, „wer die Hand ausstreckt", dem gibt man. Und da der Bursche weder Geld noch irgendwelche Speisen außer trockenem Brot annimmt, fragt man nicht viel, wie und was; auf Essen hat jede lebende Seele Anspruch. Man merkt aber, daß er ein sehr sonderbarer Mensch ist. Er hat Augen, die in weite Ferne zu blicken scheinen, aber das, was sich vier Ellen um ihn tut, nicht sehen. Er bewegt immer die Ohrläppchen, wie andere die Augenlider bewegen, als ob er irgendwelche Töne aus der Luft auffinge, und wenn es auch so still ist wie vor dem Schojffor-Blasen. Und da er so weit sieht und so weit hört, ist er immer versonnen. Wenn man ihn anspricht, erzittert er, als hätte man ihn aus dem Jenseits geweckt, und wenn er antwortet, so nur mit einem „Ja" oder einem „Nein". Will er aber noch mehr sagen, so verwickelt er sich in seiner eigenen Rede wie in einem Netz; Schweiß tritt ihm auf die Stirne, und er kann sich nicht mehr herausarbeiten ...
Und will einmal ein Bürger oder eine Bürgersfrau seine Dienste in Anspruch nehmen und ihn irgendwohin mit einem Auftrag schicken, so pflegt der Bursche für einige Tage zu verschwinden und mit irgendeinem ganz verkehrten Bescheid zurückzukommen. Und das nicht etwa aus Faulheit, sondern aus lauter Verträumtheit.
„Hast du den und den angetroffen, zu dem man dich geschickt hat?"
„Erst heute."
„Und bis heute?"

Stellt sich heraus, daß er, als er mit dem Auftrage ging, unterwegs einem Mäuschen begegnete, und das Mäuschen hatte gepiepst; wahrscheinlich hat es nicht heimfinden können ... Dann hatte man ihn von der Höhe gerufen, — irgendein Vogel hatte ihn gerufen, und er war ihm nachgelaufen. Und dergleichen mehr. Erst heute kam er hin, wohin man ihn geschickt hatte. Man hatte ihm dort etwas gesagt, aber das hat er schon vergessen oder gleich nicht verstanden. So machte er alles verkehrt und lächelte dabei in Einfalt und streckte die magere Hand nach einem Stückchen Brot aus; er hat die ganze Zeit nichts im Munde gehabt.

In so einem armen Städtchen ohne große Geschäfte, zur Sommerszeit, wenn die Tage lang und leer sind, sitzen die Bürger gähnend an den Fenstern, schauen auf den Markt hinaus und warten, daß sich etwas zeigt, dem sie sich widmen können. Steht so ein Bürger beim Fenster, erblickt den fremden armen Burschen und ruft ihn zu sich heran. Er hat nichts zu tun, hat schon alle Fliegen gefangen und wird den jungen Mann einem Verhör unterziehen.

„Komm doch mal in die Stube, Junge."

Schüttelt jener den Kopf. Er will nicht.

„Warum nicht?"

„So!" antwortet jener.

Lacht der Bürger. Er ist nicht faul; er geht zum Burschen hinaus, setzt sich auf die Schwelle und beginnt:

„Wie heißt du, Junge?"

„Wie ich heiße?" wiederholt der Bursche die Frage. „Awrom! Ich glaube, Awrom. Ja, Awrom!"

„Du weißt es nicht sicher?"

Er weiß nichts sicher. Wie kann man etwas sicher wissen? So vieles kommt einem nur so vor.

Der Bürger keucht vor Lachen.

„Und mit deinem Zunamen?"

Davon weiß der Bursche gar nichts. Und er fragt in aller Einfalt, ob man einen Zunamen überhaupt haben muß.

Sagt der Bürger:

„Gewiß, denn es gibt viele Awroms, und die kann man miteinander verwechseln ..."

„Nun, und wenn auch?"
„Und wem gehörst du, Junge?"
„Dem Vater."
„Und wie heißt dein Vater?"
„Vater heißt er."
„Und wo wohnt dein Vater?"
„Da, wo auch dein Vater wohnt!" Und der Bursche hebt den Finger und zeigt auf den Himmel.
„Ein schönes Früchtchen!" lächelt der Bürger und fragt weiter:
„Und einen anderen Vater hast du nicht?"
„Nein."
„Und eine Mutter?"
„Muß man eine haben?"
Kugelt sich der Bürger vor Lachen, und der Bursche fragt:
„Darf ich schon gehen?"
„Gleich, gleich!" antwortet der Bürger, der vor Vergnügen schmilzt. „Und woher kommst du, du Kluger?"
„Aus dem Dorfe!"
„Wie heißt das Dorf? Wo liegt es?"
Das weiß er nicht, der Bursche.
„Weit von hier?"
Er ist gegangen und gegangen und gegangen...
Und der Bursche wiederholt das Wort „gegangen" so lange, bis ihm die Lippen müde werden; und er schließt: „Und noch gegangen!"
„Wieviel Tage und wieviel Nächte?"
Er hat sie nicht gezählt.
Fällt dem Bürger die Frage ein:
„Kannst du beten?"
Beten? Der Bürger muß ihm erklären, was „beten" heißt. Und erst, nachdem der Bürger

neun Maß Worte ausgeschüttet hat, kommt der Jüngling darauf, daß es heißt: mit dem Vater sprechen.

„Ja, ja!" sagt der Bürger, und es ist ihm, als drehten sich ihm vor Lachen die Gedärme um.

Er kann das „Schma Jißroel".

„Wer hat es dich gelehrt?"

Erzählt der Bursche, daß er auf dem Wege aus dem Dorfe in die Stadt im Walde einem sehr alten Mann begegnet war. Dieser alte Mann hätte ihm gesagt, wer sein Vater ist, und ihn gelehrt, mit dem Vater zu sprechen — das „Schma Jißroel" zu sprechen. Er versteht zwar nicht, was er zu seinem Vater spricht, aber der alte Mann hätte ihm gesagt, daß der Vater alles verstehe und seine Freude daran habe.

„Und wann redest du mit dem Vater?"

„Zweimal am Tage."

Und dabei spielt er.

„Du spielst? Was denn?"

Was er gerade hat.

Im Dorfe pflegte er auf Grashalmen und Schilf zu spielen, dann hätte man ihn gelehrt, hölzerne Pfeifchen zu schnitzen, und er habe auf so einem Pfeifchen gespielt . . . In der Stadt habe man ihm ein tönernes Pfeifchen geschenkt, und er spiele nun darauf . . .

„Und wenn man dir beispielsweise eine Fiedel geben würde?"

Leuchten die Augen des Burschen auf: Ach, wenn er nur eine Fiedel hätte, wie sie die Stadtmusikanten haben! Besonders so ein großes, großes Instrument, das man an einem Riemen trägt . . . Ach, wie er dann spielen würde! . . .

„Vielleicht", fährt der Bürger in seinem Verhör fort, „kauft man dir einmal so ein Instrument, aber du mußt zuvor zeigen, was du kannst."

Holt der Bursche sein tönernes Pfeifchen aus dem Busen und pfeift.

Und wie er pfeift, beginnt es im Himmel zu rauschen, Scharen von Vögeln fliegen zusammen und flattern über seinem Haupte in der Höhe, und der Bursche blickt lächelnd zu ihnen auf und steckt das Pfeifchen wieder in den Busen.

Der Bürger hat aber den Kopf gar nicht gehoben und nichts gesehen. Auf die Töne des

Pfeifchens kommt die Frau aus dem Hauſe, und nach ihr die Magd. Zwei Ehepaare ſind an ihre Fenſter getreten und ſchauen hinaus. Will der Bürger ſeinen Witz zeigen und fragt den Burſchen weiter aus:

„Und wovon haſt du im Walde gelebt?"

Von Pilzen hat er gelebt.

So, dann verſteht er ſich wenigſtens auf Pilze!

„Und früher, im Dorfe?"

Von dem, was man ihm gab.

„Und wer gab dir was?"

Der Bauer, die Bäuerin, ſogar der Geiſtliche und der Schankwirt ...

„Und was gab man dir?"

Der Bürger hält den Atem ein. Nun muß es herauskommen!

Und der Burſche antwortet in aller Einfalt, daß man ihm Kraut, Kohlſuppe, Fleiſch und Brot gegeben habe; er hätte aber nur das Brot gegeſſen und die anderen Speiſen den Vögeln hingeworfen.

„Warum denn nur Brot?"

Er mag nur Brot, andere Speiſen mag er nicht.

Der Alte im Walde habe ihn gefragt, was er eſſe. Und als er ihm antwortete, daß er nur Brot möge, hätte der Alte geſagt, daß er ihn dafür liebe; zum Lohne dafür hätte er ihn auch gelehrt, mit dem Vater ſprechen. Den Alten habe er ſo lieb, ſo lieb... Und das „Schma Jißroel" ſpreche er ſo ernſt, weil der Alte es ihm ſo befohlen habe...

Der Bürger läßt aber noch immer nicht locker und fragt:

„Und wenn der Alte dir befohlen hätte, zu ſtehlen?"

Dann würde er ſtehlen.

„Und zu rauben?"

Würde er rauben...

Aber das werde er ihm niemals befehlen, denn er ſei ſo gut, der Alte.

„Aber doch, wenn er heute kommt und dir befiehlt, daß du einen Menſchen umbringſt?"

Dann würde er umbringen.

„Und hättest keine Angst vor dem Vater?"
Wovor soll er denn Angst haben?
„Vor seiner Strafe."
Da lächelte der Bursche zum erstenmal.
„Ihr macht Spaß: ein Vater straft nicht!"
Da rief man aber die Leute zum Gebet zusammen, und der Bürger eilte ins Bejßmedresch, um dort zwischen Minche und Maariw zu erzählen, wie klug er den jungen Mann ausgefragt habe...

★

Das Städtchen hätte an ihm natürlich auch so Unterhaltung genug, aber da traf sich noch folgende Geschichte.
Die Gemeinde hatte eine Musikkapelle: zwei Fiedeln, eine Flöte, eine Klarinette, ein Becken oder einen „Klopfteller", wie man es in anderen Gegenden nennt; und der Vollständigkeit halber, wie es so üblich ist, auch eine Baßgeige. Eine arme Kapelle, die bei jüdischen Hochzeiten spielte, am Purim und Chanukke ein paar Groschen verdiente und manchmal, wenn die anderen Kapellen beschäftigt waren, von kleineren Edelleuten für einen Ball gemietet wurde. Sehr groß war ihre Kunst nicht.
Passiert einmal folgendes: es ist im Winter, die Kapelle geht im Morgengrauen von einem Ball bei kleinen Edelleuten heim; die Musiker haben ein wenig getrunken, aber nur ein Stückchen Brot zum Frühstück gehabt, da sie bei Christen doch nichts anderes essen durften. Die Leute gehen ein jeder für sich, singend, summend und fluchend ihren Weg, und der Baßgeiger, der das schwerste Instrument zu tragen hat, schleppt sich hinten nach. Er kann die Füße kaum aus dem Schnee herausziehen. Ein alter und schwacher Mann ist er. Er ruft und schreit und bittet, daß die anderen ihm nicht davonlaufen, — sie hören aber auf ihn wie auf den Row; ein jeder geht ja für sich. Nun beginnt zwischen ihnen auch ein Zank wegen der Verrechnung; sie schimpfen und schelten, und nüchtern sind sie, wie gesagt, auch nicht. Indessen schlägt das Wetter um, und es beginnt von neuem zu schneien. Die Musiker nehmen sich zusammen; sie sind ein bischen ernüchtert und beginnen zu laufen. Und wie sie in die Stadt kommen, eilt jeder in sein Haus und fällt wie ein Erschlagener auf

sein Bett. Aber man läßt sie nicht lange schlafen: der Baßgeiger ist nicht heimgekommen, und seine Frau läuft mit großem Geschrei von einem Musiker zum anderen, weckt sie und fragt: „Wo ist mein Mann? Wo ist mein Mann?"

Wie sie, vom Branntwein und vom Schlaf trunken, zu sich kommen und begreifen, was man von ihnen will, packt sie ein Grauen. Sie springen auf und laufen hinaus, den Baßgeiger zu suchen; es ist aber kein Weg, kein Steg: man sieht nur weiße, glatte Totengewänder — frischgefallenen, unschuldigen Schnee, — geh, such, wo der Baßgeiger liegt!

Kommen sie ohne den Kameraden zurück. Eine Hoffnung ist noch da: vielleicht ist der Baßgeiger so vernünftig gewesen und hat sich in irgendein Dörfchen seitwärts gerettet.

Es vergeht ein Tag und noch ein Tag, der Frost hat schon nachgelassen, der Schnee ist halb geschmolzen. Es ist ein Freitag, die Leute gehen dem Sabbat zu Ehren ins Bad, sprechen über den Baßgeiger, und niemand weiß Bescheid. Plötzlich kommt ein Bauernwagen gefahren und bleibt mitten auf dem Markte stehen. Auf dem Wagen liegt aber die Leiche des erfrorenen Baßgeigers... Man nimmt sich sofort der Leiche an und bestattet sie noch vor dem Lichtanzünden... Man hat Angst, daß man sie seziert... Mit knapper Not wird man vor Sabbatanbruch fertig! Am nächsten Morgen kommt die Witwe in die Schul und will die Thoravorlesung verhindern: fünf kleine Kinder hat der Baßgeiger hinterlassen. Nach Sabbatausgang macht man eine Versammlung und lädt auch die Musikanten ein. Die Gemeinde hat kein Vermögen und will, daß die Musikanten sich ohne einen Baßgeiger behelfen, der Witwe aber seinen Anteil weiterzahlen. Die Musiker erwidern darauf: Das geht nicht! Eine Kapelle ohne einen Baß ist gar keine Kapelle. Bei jüdischen Festlichkeiten könnte man sich mit Genehmigung der Gemeinde vielleicht auch so behelfen, aber ein Edelmann wird keinen Fuß zum Tanze rühren, wenn die Baßgeige fehlt... Der Rabbi wendet darauf ein, daß die Erhaltung einer Seele in Israel wichtiger sei als die Kapelle und der Tanz der Edelleute; sagen drauf die Musikanten, der Rabbi möge es ihnen verzeihen, aber von Musik verstünde er nichts. Schreien die anderen: „Freche Bande!"

Da schlägt der Bürger, der unseren Jüngling so klug ausgefragt hat, mit der Hand auf den Tisch und ruft:

„Ruhe, meine Herren!"

Er weiß Rat. Er kennt einen jungen Mann, der gerne Baßgeige spielen möchte und wohl auch zu spielen versteht... Man solle den jungen Mann mit der Witwe verheiraten: dann werde der Wolf satt und die Ziege heil bleiben, und die Gemeinde werde auch nicht einen Dreier zu zahlen haben...

Vielleicht meinte er das nur im Scherz, aber die Gemeinde und der Rabbi einerseits und die Musikanten andererseits griffen diesen Rat auf wie ein Ertrinkender eine Planke; auch die Witwe war damit einverstanden, Awrom ebenfalls, und man machte noch im selben Monat Hochzeit...

So kam Awrom ganz unerwartet zu einem Weib mit fünf Kindern und zu einer Baßgeige nebst Bogen.

Mit dem Weibe lebt er in Frieden: er kommt überhaupt nie ins Haus und übernachtet draußen vor der Tür. Ganze Tage treibt er sich irgendwo draußen herum, wenn es nicht gerade irgendeine Festlichkeit im Städtchen oder einen Ball bei den Edelleuten gibt; dann spielt er mit. Hat er Hunger, so klopft er ans Fenster, sein Weib reicht ihm ein Stück Brot hinaus, und er verschwindet damit, bis er wieder Hunger hat... Wenn die Nachbarinnen die Baßgeigerin fragen, ob sie in ihrem Eheleben glücklich sei, lacht sie: sie hat es so gut, wie kaum jemand in der Welt! Was braucht auch so ein altes Weib? Er ißt nichts und trinkt nichts und sagt ihr kein böses Wort; die Abrechnungen mit der Kapelle besorgt sie und bekommt seinen Anteil am Verdienst in die Hand ... Was kann sie sich noch wünschen?

Auch Awremel scheint mit seinem Los zufrieden. Anfangs hatte er Schwierigkeiten mit den Musikanten, weil er niemals die Melodie traf und immer für sich geigte... Wenn sie mit dem Stück fertig waren, spielte er ruhig das seinige weiter, als gehörte er zu einer ganz anderen Kapelle, die irgendwo in weiter Ferne spielte und die niemand außer ihm hörte. Doch mit der Zeit gewöhnten sie sich an ihn. Spielte man bei einem Edelmann, so wußte man schon, wie mit ihm fertig zu werden; wenn das Stück zu Ende ging, griff einer von den Musikern nach seinem Bogen und hielt ihn fest. Auf jüdischen Hochzeiten ließ man ihn aber absichtlich weiterspielen, und die Gäste kugelten sich vor Lachen; das diente als Belustigung, besonders bei der großen Abendmahlzeit.

Die Gemeinde ist mit Awremel erst recht zufrieden. Still und züchtig sitzt er immer mit

dem Gesicht zur Wand und mit dem Rücken zum Publikum, um ja keine Frauen zu sehen... Bei den Hochzeiten nimmt er nichts von der Bewirtung in den Mund, denn er hat sein eigenes Stück Brot mit. Man sieht ihn sogar fast nie essen. Außerdem ersetzt er das ganze Jahr einen „Schulklopfer".

Denn er hatte die Gewohnheit, dreimal am Tage das „Schma Jißroel" auf der Baßgeige zu spielen: des Morgens, wenn die Sonne aufgeht, des Abends, wenn sie untergeht, und um Mitternacht. Am Morgen und am Abend tat er es auf einer Wiese beim Flusse vor der Stadt, und um Mitternacht — mitten auf dem Markte; und die Töne seiner Baßgeige schwebten durch die stille Nacht und drangen durch die Tore und Laden in die Stuben und in die Herzen ein... Und in seinen Tönen lag eine seltsame ernste Andacht und Frömmigkeit. Wenn einen der Schulhammer nicht weckte, so weckte ihn das „Bu, buh, buuh!" aus dem Schlafe, und die Leute erhoben sich unwillkürlich aus den Betten zum Dienste des Schöpfers, machten Licht und liefen zum Mitternachtsgebet.

Es kam vor, daß ein Edelmann mitten im Tanze seine Dame stehen ließ, auf Awremel zulief und ihn an einer Schläfenlocke zerrte, weil er aus dem Takt gekommen war; die Juden lachten über ihn bei allen Festlichkeiten, pflegten aber, wenn sein Spiel sie zum Mitternachtsgebet weckte, seufzend zu sagen:

„Der arme Narr! Aber in seinem Spiel steckt etwas, es muß darin etwas stecken!"

Andere wiederum sagten:

„Die arme, stumme Seele will mit ihrem Schöpfer sprechen und hat keine andere Sprache!"

*

Einmal gab es in Tomaschow eine große Hochzeit, wie sie nur einmal in fünzig Jahren vorkommt.

Es ist doch kein Spaß: der Gemeindevorsteher von Lublin und der Rabbi von Krakau verheiraten ihre Kinder, und Tomaschow liegt gerade in der Mitte des Weges.

Der Lubliner Gemeindevorsteher will den Krakauer Rabbi mit der Hochzeit in Erstaunen setzen, damit er wisse, mit wem er sich verschwägert.

Läßt er für die Hochzeitskosten ein Fäßchen Dukaten aus dem Keller heraufrollen. Schickt

er Aufwärter nach Tomaschow, damit sie ihm dort alles mit königlicher Freigebigkeit vorbereiten, wie es sich für den Gemeindevorsteher von Lublin geziemt, der die Gnade hat, sich mit dem Rabbi von Krakau zu verschwägern.

Kommen die Lubliner Aufwärter nach Tomaschow und suchen vor allem einen passenden Raum für die Hochzeit: es werden doch Lubliner, Krakauer und Tomaschower Gäste dabei sein, reiche Leute, angesehene Bürger, Thoragelehrte, Rabbiner und Dajonim...

Und drei Kapellen werden bei der Hochzeit spielen: die Lubliner, die Krakauer und auch die Tomaschower Kapelle, die auf ihrem Recht besteht.

Seit alten Zeiten steht beinahe am Ende der Stadt ein großer Schuppen, in dem man im Winter das Holz trocknete, das jetzt schon auf der Weichsel, auf dem Wege nach Danzig ist. Die Aufwärter mieten auf Kosten ihres Herrn den Schuppen, der so groß ist wie eine Arche; sie lassen ihn von außen mit allerlei Bildern bemalen und schmücken ihn innen wie eine Laubhütte mit teuren Stoffen, Vorhängen und Teppichen. Von einem Ende zum anderen stellen sie zwei lange Tische auf: den einen für die Männer, den anderen für die Frauen, schmücken die Wände mit Armleuchtern und Papierlaternen — für vierzig Minjonim ist Raum im Schuppen! Und man macht besondere Eingänge für die Frauen, für die Aufwärter und für die Musiker und in der Mitte ein großes Tor, über das man die Krone der Thora malt, für den Krakauer Rabbi und die anderen Gäste...

Und der Tag der Hochzeit bricht an. Es kommen immer neue Gäste gefahren, die bei den Bürgern Unterkunft finden: ein jeder hält es für die größte Ehre und tritt seine schönste Stube ab. Und als man sich zum großen Mahle an die Tafeln setzte, als die Lichter in den Sabbatleuchtern auf den Tischen, in den Wandleuchtern und in den Papierlaternen erstrahlten, als die Ohrringe, Stirntücher und Brusttücher der Frauen zu funkeln anfingen, da füllte sich der Schuppen auch mit dem Lichte der Thora: Gelehrte von Krakau und Lublin, die von Tomaschow in der Mitte... Und obenan der Rabbi von Krakau.

Die Aufwärter tragen große Fischplatten herum, silberne Messer und Gabeln klirren, die Frauen summen fröhlich an ihrem Tisch — und alles wird übertönt von einem Gespräch über die Thora am Tische des Rabbis von Krakau. Plötzlich fällt die Musik mit einem „Fröhlich's" ein... Drei Kapellen spielen, es schallt, und die Kerzenflammen auf dem Tische

und an den Wänden zittern vor Freude. Und der Krakauer Rabbi stützt sich auf die Armlehne und lauscht mit Freuden: er versteht sich auf Musik...

Vom „Fröhlich's" gehen die Kapellen auf einen „Wallach" über; sie gleiten so geschickt hinüber, daß man es gar nicht merkt. Die Musik fließt dahin, eine Krakauer Fiedel spielt so eindringlich, als redete sie mit Worten, sie schließt die Herzen auf und ergießt sich in die Seelen... Und die drei Kapellen begleiten sie leise und züchtig... Es ist, als hätte sich ein Wasser ergossen, die funkelnde Weichsel, die sich leise wiege und rausche und singe zu Ehren des Bräutigams und der Braut, zu Ehren des Rabbi von Krakau und der teuren Gäste; als fliege über dem Wasser — o Wunder! — ein Vogel und singe stille Trauerlieder, dann lustige lebhafte Weisen und dann wieder Trauergesänge, als wollte er sagen: es ist zwar ein frohes Fest, aber man soll auch das Exil der göttlichen Majestät nicht vergessen. Dann kommt wieder ein Aufschrei von Freude: es ist ja doch eine so seltene Hochzeit, eine Versammlung von Gelehrten, und der Rabbi von Krakau sitzt obenan! (Ein Lubliner Chasen hatte die Musik komponiert.) Und die Kapelle wird plötzlich mitgerissen, alle Instrumente spielen, es geht immer höher hinauf, es steigt voller Freude von Stufe zu Stufe. Es rauscht, es tanzt, es blitzt...

Und plötzlich bricht alles ab, als ob alle Saiten gesprungen und alle Instrumente gebrochen wären. Es ist still, aber in der Stille tönt es: Buh, buh, buuh... Awremel spielt noch weiter, und aller Augen richten sich auf seinen Rücken. Es ist still, niemand zuckt mit der Wimper, nur Awremels Hand allein bewegt sich und fährt mit dem Bogen hin und her: Buh, buh, buuh...

Die Musikanten hatten es absichtlich so eingerichtet, um die Versammlung auf Awremels Kosten zu belustigen...

Es gelang ihnen aber nicht!

*

Die Musikanten schauen und warten, daß die Gäste in Gelächter ausbrechen. Aber die Gäste blicken auf Awremel und von ihm auf den Rabbi von Krakau. In seiner Gegenwart wird man doch nicht lachen! Die Gesichter verziehen sich, die Lippen krümmen sich, das Lachen guckt ihnen aus den Augen, aber sie schauen auf den Rabbi von Krakau und warten. Der

Krakauer Rabbi sitzt in seinem Streimel, in die Stuhllehne gestützt, seine Wimpern sind gesenkt, — ist er nicht eingeschlafen, der Rabbi von Krakau?
Und die Baßgeige spielt immer weiter:
Bu, buh, buuh ...
Den Leuten wird es unheimlich zumute.
Plötzlich wenden alle ihre Augen vom Krakauer Rabbi auf den mittleren Eingang. Es ist ein Lärm, man hört Schritte, die Aufwärter laufen hin, öffnen die Tür und schreien erschrocken hinaus:
„Nein, nicht jetzt! Es wird für euch eine Armenmahlzeit geben ..."
Nun ist es allen klar, daß Bettler hereinwollen. Der Krakauer Rabbi schlägt die Augen auf und will etwas sagen. Wahrscheinlich, daß man sie einlasse. Was denn sonst?
Aber im gleichen Augenblick zeigt sich in der Tür ein alter Mann in zerrissener Mütze, mit zerzaustem grauen Bart und Schläfenlocken, ein Bettler wie alle Bettler, aber seine Augen blicken so majestätisch wie die eines Königs, und auch seine Bewegungen sind von königlicher Größe. Die Aufwärter erschrecken und weichen unwillkürlich mit großer Ehrfurcht vor seinem Blick zurück. Er winkt, und sie bilden ihm unwillkürlich eine Gasse. Und der Alte in den Kleidern des niedrigsten Bettlers und mit den Augen und Gebärden eines Königs tritt ein, von einer Schar von Bettlern gefolgt. Und der Alte tritt in die Mitte des Schuppens und bleibt stehen. Hinter ihm stellt sich die ganze Bettlerschar auf, die Gäste sind bestürzt und stumm, der Rabbi von Krakau auch. Aber Awremel fährt zu spielen fort. Man sieht, wie sein gekrümmter Rücken zittert und wie seine Hand mit dem Bogen über die Saiten fährt. Und die Baßgeige ächzt innig und ernst:
Bu, buh, buuh ...

*

Und der alte König im Bettlerkleide tut nach einer Weile den Mund auf. Die Gäste beugen sich über die Tische, die Leute, die an den entfernteren Tischen sitzen, springen plötzlich geräuschlos auf und recken sich auf den Zehenspitzen, — alle sind vom Munde des Alten wie von einem Magnet angezogen, aller Augen hängen an seinen Lippen ...
Und der Alte sagt erst das eine Wort: „Mitternacht!"

„Rabbi von Krakau," fährt er fort, „Awremel spielt zum Mitternachtsgebet auf... Ihr glaubt es nicht, Rabbi von Krakau, also werdet Ihr es hören... Damit Ihr die Gnade erlebt, zu hören, wie Awremel zum Mitternachtsgebet spielt, war es Euch bestimmt, Euch mit dem Gemeindevorsteher von Lublin zu verschwägern: Tomaschow liegt ja in der Mitte des Weges... Und Euch zu Liebe werden es alle hören, doch nicht alle so wie Ihr. Denn Ihr versteht Euch auf Musik..."

Bu, buh, buuh — spielt Awremel weiter, und die Leute lauschen stumm, wie verzaubert. Der alte Bettler hebt aber die rechte Hand und winkt zur Decke empor. Und die Decke spaltet sich, und die eine Hälfte geht nach rechts und die andere nach links, wie die Deckenflügel einer Laubhütte.

Und es zeigt sich der sternenfunkelnde Himmel. Über der Öffnung schwebt still der Mond... still schwebt er vorbei. Und wie er vorbeigeschwebt ist, winkt der alte Bettler wieder nach oben, und auch der Himmel spaltet sich, und in der Höhe erscheint das unendliche, zitternde Urlicht, und aus dem Lichte, das sich wiegt und zittert, tönt Gesang und Musik, — die Himmlischen sprechen das Mitternachtsgebet, Engelchöre singen, Engelkapellen spielen, und alle singen und spielen die gleiche Weise. Awremels Baßgeige spielt mit ihnen mit, sie schwebt mit im Psalme des Lichts, das sich in der Höhe wiegt und zittert...

Und alle Leute befällt ein Zittern...

*

Und der Alte winkt, und der Himmel schließt sich, die Musik hört auf, die Sterne schweben und funkeln zitternd wie in stiller, wehmütiger Freude...

Und der Alte winkt wieder, und die beiden Hälften des Daches fallen wieder zurück und schließen sich. Wie zu Stein erstarrt sitzen die Gäste, sie atmen kaum, und Awremels Baßgeige tönt wieder:

Bu, buh, buuh...

Und plötzlich entfallen Bogen und Geige seiner Hand, er steht auf, wendet sich zu den Gästen um und fängt an: „Schma Jißroel!" Und er singt es mit derselben Melodie, die er im Himmel spielte... Und wie er damit fertig ist, sinkt er ohnmächtig hin...

Der Alte fängt ihn im Fallen auf.

„Tragt ihn ins Spital!" befiehlt er den Aufwärtern.
Und sie nehmen ihn und tragen ihn hinaus.
„Rabbi von Krakau," spricht der Alte, als man Awremel hinausgetragen hat, „nicht zu einer Hochzeit seid Ihr hergekommen, sondern zu einem Begräbnis. Awremel ist zu den Himmlischen Heerscharen einberufen worden, es fehlte dort ein Baßgeiger..."
Und der Alte verschwand mit allen seinen Bettlern.
Und so geschah es auch.
Awremel der Baßgeiger starb am nächsten Tag im Spital, und der Rabbi von Krakau und alle anderen Gäste gingen in seinem Leichenzuge mit. Der Alte soll aber Reb Lejb Ssores gewesen sein...
Unmöglich ist es nicht...

Die Wandlungen einer Weise

Die Wandlungen einer Weise

Eine Talner Weise wollt ihr hören?
Ihr glaubt, es ist eine Kleinigkeit: man nimmt die Weise eines Talner Schalaschudes und singt sie nach! Es ist aber doch nicht so einfach, wie es scheint.
Eine Talner Weise will von einer ganzen Gemeinde gesungen werden, eine ganze Gesellschaft muß sie singen!
Ihr wollt mir dabei helfen? Nein, Brüder, mit der Hilfe polnischer Chassidim bringt man keine Talner Weise fertig!
Ihr habt ja keine Ahnung, keinen Begriff von Musik!
Ich höre doch eure Spielleute und eure Chasanim! Das ist ein Kratzen und kein Spielen, und beim Singen schreit ihr wie die Hähne, wenn man sie schlachtet! Selbst die Sinai-Weisen klingen bei euch wild... Und eure Märsche, eure Kosaklach? Die sind noch wilder als eure Gebärden und Grimassen. Ihr sagt, das sei chassidisch?... Bei uns sind andere Chassidim!
Woher wir unsere Musik haben? Vielleicht haben wir sie von unsern Vätern, vielleicht liegt es auch an der Gegend.
In unserer Kiewer Gegend gibt es kein Haus ohne eine Fiedel!
Ein gutbürgerliches Kind oder, wie man in jener Gegend sagt: eines Vaters Kind muß eine Fiedel haben, muß spielen können...
Ihr wollt wissen, wieviel Mannsleute in einem Hause sind? Schaut nur auf die Wände: so viel Fiedeln da hängen, so viel Mannsleute sind im Hause!

Alle spielen: der Großvater spielt, es spielt der Vater, es spielt der Sohn...
Es ist nur schade, daß jedes Geschlecht das seinige spielt: ein jeder spielt anders, spielt für sich.
Der alte Großvater spielt Sinai-Weisen oder andere chasonische Sachen: ein „Kol-Nidre", ein „Schojschanos-Jaakow", ein „G'dik'schur jodojim". Der Vater, ein chassidischer Mensch, schwelgt in einer Rebbe-Melodie. Und der Sohn wieder spielt schon nach Noten. Er spielt sogar aus dem Theater.
Wie das Geschlecht, so die Weise!

*

Was tun Chassidim, wenn ihnen Branntwein fehlt? Sie reden von Branntwein!... Ganz allein singen, ohne Gesellschaft, ohne Anfeuerung von außen, kann man nicht. Darum laßt uns von Musik reden!
Musik ist, müßt ihr wissen, eine große Sache. Ganz Talne bestand nur auf seinen Melawe-Malkes, und das Wichtigste an den Melawe-Malkes waren die Weisen!
Es kommt aber darauf an, wer singt und was er singt...
Aus den gleichen Ziegeln kann man eine Schul und eine Kirche, einen Palast und ein Gefängnis und sogar ein Spital bauen!
Mit den gleichen Buchstaben schreibt man die Geheimnisse der Thora und — sie seien davon wohl unterschieden — die größten Ketzereien. Und mit denselben Stimmen kann man die höchsten Stufen der Begeisterung und der Andacht erreichen und auch in die unterste Hölle hinabsinken und sich dort wie ein Wurm im Schmutze wälzen.
Ein Brief, wie man ihn liest; eine Weise, wie man sie singt!
Nehmen wir zum Beispiel ein „Fröhlich's"; es kann ein Talner Melawe-Malke von Schabbes-Schire sein, die Freude der frommen und guten Werke; es kann auch der Jubel eines Vogels sein, den man aus dem Bauer in die freie Welt hinausgelassen hat!
Eine Weise brennt, sie ist mit Liebe wie gepflastert, sie ist durchtränkt mit Liebe; aber es gibt viele Arten von Liebe: eine Liebe zu Gott, eine Liebe zu der Schöpfung, eine Liebe zu ganz Israel... Mancher liebt aber sich selbst, oder — der Barmherzige bewahre uns! — die Frau eines anderen.

Eine Weise klagt, eine Weise weint, — die eine weint aber über die Schlange und das verlorene Paradies; die andere über die Verbannung der Gottheit aus ihrem Tempel und über die Zerstörung des Heiligtums, über unser Elend und unsere Erniedrigung... „Siehe unsere Lage..." klagt die Weise... Und eine andere Weise weint, weil einem seine Schöne entlaufen ist.

Es gibt Weisen, die voller Sehnsucht sind. Aber wonach sehnt sich die Weise? Eine Seele sehnt sich nach ihrer Wurzel, oder ein alter zahnloser Hund sehnt sich nach seiner Jugend und ihrem bösen Trieb!

Nehmt zum Beispiel das Liedchen:

Reb Dovidl hat gewohnt in Wassilkow, in Wassilkow,
Und heut wohnt er in Talne.
Reb Dovidl, Reb Dovidl hat gewohnt in Wassilkow,
Und heut wohnt er in Talne...

Dieses Lied singt man in Talne und in Wassilkow. Aber wenn es ein Talner singt, so ist es ein echtes „Fröhlich's": es brennt und sprüht vor Freude und Lust; singt es aber ein Wassilkower, so ist es mit Trauer und Trübsinn durchtränkt! Und das hängt von der Seele ab, die man der Weise eingibt...

*

Die Weise, müßt ihr wissen, ist die Summe von Stimmen oder, wie jene sagen, von Tönen.

Die Stimmen oder die Töne nimmt man aus der Natur; niemand erfindet sie, und in der Natur fehlt es nicht an Stimmen. Alles hat seine Stimme, seinen eigenen Klang, wenn nicht eine ganze Weise!

Die Planeten — so ist es uns überliefert — singen; Tag und Nacht haben ihren Gesang: „der Tag kündet es dem Tage, und die Nacht offenbart es der Nacht..." Menschen und Vögel singen, Tiere und Vieh lobpreisen den Herrn ... Stein schlägt gegen Stein, Metall klingt... Fließendes Wasser schweigt nicht... Und erst der Wald: beim geringsten Windchen singt er einen „Wallach", einen richtigen, stillen, süßen Wallach! Und die Eisenbahn, zum Beispiel, das wilde Tier mit den rotflammenden Augen, — betäubt sie denn nicht, wenn sie daherrast, mit ihrem Gesang? Selbst die stummen Fische, so las ich in einem alten Buche,

geben manchmal musikalische Töne von sich: es gibt Fische, so steht es im Buche, die von Zeit zu Zeit ans Ufer schwimmen, mit den Schwänzen auf den Sand oder auf einen Stein schlagen und sich daran erfreuen!

Wenig Töne? Man muß nur ein Ohr haben, das die Töne wie ein Netz einfängt oder wie ein Schwamm aufsaugt!

Doch die Töne allein machen noch keine Weise aus.

Ein Haufen Ziegel ist noch kein Haus.

Die Töne sind nur der Leib der Weise; sie muß aber auch noch eine Seele haben.

Und die Seele einer Weise ist das Gefühl eines Menschen: seine Liebe, sein Zorn, seine Freundlichkeit, Rache, Herzenssehnsucht, Reue, Schmerz, — alles, alles, was ein Mensch fühlt, kann er in die Weise hineinlegen, und die Weise lebt!

*

Denn ich glaube, meine Herren, daß alles, was mich beseelt, auch selbst eine Seele haben, selbst leben muß!

Und wenn mich eine Weise beseelt, wenn ich von ihr ein wahres Leben, eine neue Seele bekomme, so sage ich, daß die Weise lebt...

Und hier der Beweis: nehmt eine Weise, zerschneidet sie und singt sie verkehrt, zuerst die Mitte und dann den Anfang und das Ende, — habt ihr dann noch die Weise? Ihr habt alle Töne, kein einziger fehlt, doch die Seele ist weg! Ihr habt eine lebendige weiße Taube geschlachtet, und ihre Seele ist unter dem Messer entflogen!

Sie ist tot, sie ist die Leiche einer Weise.

In Talne ist es so klar wie die Sonne, daß eine Weise lebt!

*

Eine Weise lebt, und eine Weise stirbt; und eine Weise wird auch vergessen, wie ein im Staube Begrabener!

Jung und frisch war einmal die Weise. Junges Leben atmete sie... Mit der Zeit wurde sie immer schwächer, sie hat ihre Zeit abgelebt und ihre Kräfte verloren... Alt und schwach wurde sie... Zuletzt erstarb ihr letzter Atemhauch irgendwo in der Luft, und sie war nicht mehr!...

Doch eine Melodie kann auch auferstehen...
Plötzlich erinnert man sich einer alten Weise. Sie taucht plötzlich auf und dringt aus irgendeinem Munde... Unwillkürlich legt man in sie ein neues Gefühl, eine neue Seele hinein, und die fast ganz neue Weise lebt...
Das ist aber schon die Seelenwanderung einer Melodie.

*

Ihr versteht mich kaum... Rede mit einem Blinden vom Lichte!
Wißt ihr was? Geschichten hört ihr doch gern. Also will ich euch die Geschichte von der Seelenwanderung einer Weise erzählen... Hört nur zu!

*

Drei, vier Meilen hinter Berditschew, gleich nach dem Walde liegt das Städtchen Machnowka; und in diesem Machnowka gab es einmal eine recht annehmbare Kapelle. Und der Kapellmeister — Reb Chajiml hieß er — war ein ganz hervorragender Musikant, ein Schüler Pedohzurs aus Berditschew. Dieser Reb Chajiml erfand selbst keine neuen Weisen, er war kein Komponist; aber ein Stück vortragen, ausschmücken, verständlich machen, es einem buchstäblich ins Herz hineinlegen, — das konnte er. Darin lag eben seine Kraft!
Er war ein dürrer, trockener Mann. Aber wenn er zu spielen anfing, wurde er sofort ein anderer: die sonst immer gesenkten Lider gingen langsam in die Höhe, und aus den stillen, tiefen Augen ergoß sich das Licht echter Geistigkeit über das blasse Gesicht. Man sah ganz deutlich, daß er in solchen Augenblicken nicht auf dieser Welt war: seine Hände spielten von selbst, und die Seele flog irgendwo herum, hoch, hoch oben in der Welt der Musik... Manchmal vergaß er sich und begann auch selbst zu singen. Und er hatte eine Stimme — die war wie eine Klarinette, so hell und rein...
Wäre dieser Chajiml kein frommer, einfacher, beinahe einfältiger Jude gewesen, hätte er sich nicht mit acht Kindern in Machnowka abgeplagt, so hätte er schon längst in einem Theater gespielt oder gesungen und wäre vielleicht ein Chorkantor in Paris oder Berlin geworden... Aber solche Leute liefert nur Berditschew. Chajiml der Einfältige sitzt zu

Hause und borgt monatelang in allen Lebensmittelgeschäften auf Rechnung irgendeiner bürgerlichen Hochzeit, die doch einmal irgendwo gefeiert werden muß.

Und um jene Zeit machte sich gerade eine sehr reiche Hochzeit: im reichsten Hause von Machnowka, bei Berl Katzners Witwe.

Berl Katzner selbst — er mag mich für diese Worte würgen kommen — war ein schlimmer Wucherer gewesen und ein noch schlimmerer Geizhals. Er gönnte sich selbst keinen Bissen... Er pflegte herumzugehen und die Brosamen, die die Kinder fallen ließen, aufzuklauben... Ein Herz aus Eisen hatte der Mensch!

Vor dem Tode, beinahe schon im Todeskampfe, ruft er seinen ältesten Sohn heran, läßt sich die Geschäftsbücher geben und zeigt mit seinem blauangelaufenen Finger, wo eine Rate noch nicht bezahlt ist. „Prolongieren", sagt er, „darfst du nicht! Hörst du! Das befehle ich dir auf Grund meiner väterlichen Gewalt!"

Darauf rief er sein Weib heran und hieß sie das Kupfer verwahren, das an der Wand hing: „Kaum schließe ich die Augen," sagte er, „ist alles hin!" Und mit diesen Worten hauchte er seine Seele aus.

Er hinterließ auch eine halbe Million!

Wie gesagt, die Witwe verheiratet eine Tochter, und sie hat große Eile damit, denn sie möchte auch sich selbst eine Partie vorschlagen lassen. Ein Stein ist ihr vom Herzen gefallen, erlöst ist die Frau!..

Und da auch Chajiml der Musikant eine Tochter verheiraten will, so wartet er auf diese Hochzeit wie auf den Messias...

Fällt aber der Witwe ein, sich Pedohzur aus Berditschew kommen zu lassen.

Und warum? Es werden doch die Verwandten der Braut, Kiewer Kenner, zur Hochzeit kommen. Darum will sie, daß vor der Trauung ein neues „El mole rachamim" gespielt wird; sie will keine alten abgedroschenen Sachen. Die Hochzeit kostet schon soviel Geld, soll sie noch mehr kosten, aber die Kiewer sollen schauen!

Chajiml verging schier vor Ärger.

Auch in der Stadt regte man sich auf; man hatte ihn sehr lieb, den Chajiml; und man hat auch sonst mit einem solchen Bettler Mitleid... Die Leute gaben sich die größte Mühe

und setzten es schließlich durch: auf der Hochzeit wird Chajiml mit seinen Leuten spielen, er wird aber zuvor auf Kosten der Witwe nach Berditschew hinüberfahren und von Pedohzur ein neues „El mole rachamim" bringen.
Chajiml nimmt einige Rubel Vorschuß, läßt davon mehr als die Hälfte der Frau und den Kindern zurück, mietet sich eine Fuhre und fährt nach Berditschew.
Und hier beginnt die Geschichte von der Seelenwanderung.

*

Wie sagt man doch: Ein Bettler hat Glück! Fährt Chajiml von der einen Seite in Berditschew ein, und von der anderen Seite fährt im gleichen Augenblick Pedohzur hinaus! Man hatte ihn just zu Melawe-Malke nach Talne geladen. Der Talner Rebbe, müßt ihr wissen, hielt große Stücke auf Pedohzur. „Geheimnisse der Thora", pflegte er zu sagen, „stecken in seinen Weisen. Es ist nur schade, daß er es selbst nicht weiß!"
Chajiml rennt wie eine vergiftete Maus in den Straßen herum.
Was soll er tun? Heimfahren ohne das Stück darf er nicht: die Welt würde ja zusammenstürzen! Pedohzur nach Talne nachfahren oder warten, bis er zurückkehrt, kann er nicht — sein Geld ist auf den Pfennig berechnet. Die Witwe hat ihm wenig gegeben, und er hat seinem Weibe viel zurückgelassen. Hat er großen Kummer!
Plötzlich sieht er auf der Gasse folgendes Bild:
Malt es euch aus: an einem schönen, hellen Wochentag geht durch die Gasse ein junges Weib, in Sabbat- und Feiertagsgewänder gekleidet, oder wie man in jener Gegend sagt, in Honig und Essig ausgeputzt... Auf dem Kopfe hat sie eine wunderliche Haube mit langen Bändern von schreienden Farben.
In der Hand hat sie eine große weiße Silberschüssel...
Spielende Musikanten gehen ihr nach, und das junge Weib tänzelt. Manchmal bleibt sie mit den Spielleuten vor einer Wohnung oder vor einem Laden stehen und führt auf der Stelle einen Tanz auf... Die Musik lockt die Menschen von allen Seiten herbei, in den Türen und Fenstern drängt man sich Kopf an Kopf...
Die Musik spielt, das junge Weib tanzt, die farbigen Bänder flattern in der Luft, die Silberschüssel glänzt und funkelt... Die Leute schreien: „Masel-tow!" und werfen ihr

Münzen zu. Das Weib tanzt ihnen entgegen und fängt das Geld mit der Schüssel auf, die Münzen funkeln und klirren im Takt...

Was ist das? Nichts von Belang! Berditschew ist eine jüdische Stadt und hat jüdische Bräuche. So pflegt man hier für die Aussteuer einer armen Braut zu sammeln.

Chajiml kennt den Brauch. Er weiß, daß die Weiber selbst die Tänze erfinden, und daß Pedohzur jedesmal eine neue Tanzweise dazu macht. So pflegt er sich an gottgefälligen Werken zu beteiligen! Man kommt zu ihm, man erzählt ihm von der Braut, von ihrer Familie, von der Partie, von der Armut... Er hört schweigend mit geschlossenen Augen zu, hält sich manchmal auch die Hände vor das Gesicht, und wenn man mit der Erzählung fertig ist und es still wird, fängt Pedohzur an, eine Weise zu brummen...

Das alles ist Chajiml bekannt. Warum steht er aber mit offenem Mund und offenen Ohren da?

So ein „Fröhlich's" hat er noch nie gehört. Es lacht und es weint zugleich, man fühlt Schmerz und Lust, Herzweh und Glück, beides vermischt und verschmolzen. Eine wahre Waisenhochzeit!

Plötzlich macht er einen Sprung: er hat ja, was er braucht!

*

Auf der Rückfahrt von Berditschew nahm der Fuhrmann noch andere Fahrgäste mit. Chajiml wehrte es ihm nicht. Und die Fahrgäste, zufällig lauter Kenner, erzählten später, daß Chajiml, sobald sie in den Wald gekommen waren, zu singen angefangen hatte.

Gesungen hat er Pedohzurs „Fröhlich's"; aber daraus war bei ihm ein ganz neues Stück geworden: das „Masel-tow" für die arme Braut verwandelte sich bei ihm in ein richtiges „El mole rachmim".

Und mitten im leisen Rauschen der Bäume entstand eine stille, süße Weise...

Es war, als ob ein großer, doch stiller Sängerchor das Lied begleitete: es war das Rauschen der Bäume...

Still und innig klagte die Weise, sie bat um Erbarmen, wie ein Kranker um sein Leben bittet...

Dann fing sie zu seufzen an, in kurzen Schreien zu bitten. Man hörte, wie sich jemand, seine Sünden bekennend, vor die Brust schlug: ist's ein Jom-Kippur, ist's ein Widduj?
Immer höher und zugleich auch zerrissener klingt die Stimme, immer zerrissener, wie von Tränen erstickt, wie von Schmerzen unterbrochen, — dann kommen einige tiefe Seufzer und ein gellender Aufschrei. Dann noch ein zweiter Aufschrei, und dann reißt alles ab, — still, jemand ist gestorben...
Die Weise erwacht von neuem und erhebt sich zu heißen, brennenden Schreien. Und die Schreie fliegen, jagen einander nach und vermischen sich; und es entsteht ein Geschrei zum Himmel, ein Jammern wie bei einer Beerdigung.
Während der Beerdigung erhebt sich plötzlich ein dünnes, reines Kinderstimmchen; es ist feucht, zitternd und erschrocken:
Ein Kind sagt Kaddisch!
Und dann kommen Erscheinungen, Bilder, tausende Gedanken, die langsam in süße, herzerweichend süße Melodien übergehen... Sie trösten, sie reden zu... Mit so viel Güte, mit solcher Aufopferung, mit einem festen Glauben, daß alles wieder gut und süß wird. Man hat Lust, wieder zu leben. Man will wieder leben, wieder hoffen!
Die Leute vergingen schier.
„Was ist das?" fragten sie.
„Ein El mole rachamim," antwortete Reb Chajiml, „für Katzners Tochter ein El mole rachamim!"
„Der verdient es nicht," antworteten sie, „schade um die Melodie! Aber die Welt wird sie dem Reb Chajiml schon abnehmen, die Kiewer werden außer sich geraten..."

*

Die Kiewer gerieten aber nicht außer sich.
Die Hochzeit bei den Katzners war keine gutbürgerliche jüdische Hochzeit mehr... Und das „El mole rachamim" paßte gar nicht für die Gesellschaft.
Die Kiewer wollen lieber mit Damen tanzen. Wozu solche ernsten Stücke? Wozu moralische Sachen?
Und nach wem ist das „El mole rachamim"? Nach dem alten Geizhals?

Wenn der alte Geizhals noch lebte, hätte die Braut auch die Hälfte der Mitgift nicht bekommen, von einer Aussteuer schon gar nicht zu reden, und die Hochzeit sähe ganz anders aus! Wenn er heute auferstünde und das weiße Atlaskleid mit den Spitzen und dem Schleier sähe und die Weine, die Torten, die Fische und Fleischspeisen, unter denen die Tische schier zusammenbrechen, so würde er noch einmal sterben, doch nicht mehr so leicht wie das erste Mal!
Und was braucht man die ganze Zeremonie mit dem „Bedeckens", die alten närrischen Bräuche?...
„Schneller!" schreien die Kiewer Leute.
Der arme Chajiml! Er hat seine Kapelle verstummen lassen und fährt mit Herzklopfen mit dem Bogen über die Saiten... Die einfacheren Leute fangen schon an mit den Augen zu zwinkern, manche vergießen schon Tränen, — da schreit aber ein Kiewer dazwischen:
„Was ist das? Eine Hochzeit oder eine Beerdigung?"
Und da Chajiml so tut, als hörte er es nicht, und weiterspielt, fängt der Kiewer zu pfeifen an.
Und pfeifen kann er ganz ausgezeichnet... Er hat die Melodie schon heraus und pfeift sie tadellos richtig! Und er pfeift immer schneller, ausgelassener und wilder. Und immer dieselbe Weise!...
Die Kapelle bleibt still. Und man hört nur den Kampf zwischen der moralischen Fiedel und dem frechen Pfeifen...
Und das Pfeifen siegt! Es hetzt den Bogen! Die Fiedel weint nicht mehr; anfangs ächzt sie noch, dann beginnt auch sie zu lachen!
Und plötzlich bricht Chajiml ab. Mit verbissenen Lippen, mit wild brennenden Augen springt er auf eine andere Saite über und fängt an noch schneller zu spielen, um das Pfeifen zu überholen.
Nein, das ist kein Spielen mehr! Die Fiedel gibt abgerissene Schreie von sich, rasende Stimmen... Und diese werfen und drehen sich wie ein Wirbelwind, und es ist, als ob alles tanzte: das Zimmer, die Kapelle, die Gäste, die Braut auf ihrem Stuhl und Chajiml selbst mit seiner Fiedel...
Es ist kein „Fröhlich's", kein „El mole rachamim", es ist überhaupt kein Spiel! Es ist tanzender Wahnsinn, ein rasender Fallsuchtsanfall, der Barmherzige bewahre uns davor.

Und das ging so lange, bis die Saite sprang.
„Bravo, Chajiml, bravo!" schrieen die Kiewer.
Ob sie damit dem alten Geizhalz einen Gefallen erwiesen? Ganz gewiß nicht!

*

Einige Jahre später kam die Weise, wohl durch einen von den Kiewer Leuten, aufs Theater.
Was ist Theater? Alte Maskilim pflegten zu glauben, daß das Theater besser sei als ein Moralbuch und stärker als das Werk „Anfang der Weisheit" — sie seien davon wohl unterschieden! Ihr sagt wohl, daß das Theater trefe ist wie Schweinefleisch...
Bei uns sagt man aber, daß es darauf ankommt, was man im Theater spielt.
Das war schon in Warschau...
Das Theater ist voll. Kopf drängt sich an Kopf. Die Musik fängt zu spielen an.
Und was spielt die Musik?
Sie spielt ein wildes Durcheinander, es ist wie die babylonische Sprachverwirrung! Es ist Chajimls „El mole rachamim", aber an Stelle des Wallach — ein Durcheinander. Die Instrumente jagen und hasten wie in einem Kankan!
Es lärmt, es klopft und es pfeift... Es ist kein Donner, vor dem die Häuser einstürzen, ein einfacher Lärm ist's! Laufen Geister Schlittschuh auf dem Eismeere, stürzen tausende wilder Tiere aus der Hölle heraus? Ein Zittern geht durchs Theater!
Plötzlich taucht ein Baß auf! Er tut so, als ob er im Zorn wäre. Er schimpft, — was ist das? Aber — gefehlt! Man fühlt, daß sein Zorn nicht ernst ist. Ein seltsames Pfeifchen springt ein, es fliegt durch die Kapelle im Zickzack wie ein Blitz und lacht wie ein echter Teufel: Ha, ha, ha! und hi, hi, hi! Die Klarinette eilt ihm nach. Wahre Wunder macht die Klarinette. Sie tut alles zum Trotz, man sieht ganz deutlich, daß es nichts als Trotz ist!
Jetzt erst tauchen drei, vier Geigen auf... Sie spielen wundersüß, diese Geigen, wundersüß wie die Wollust selbst, wie der Böse Trieb, wenn ihm Honig aus dem Munde trieft. Und diese Musik stiehlt sich in alle Herzen hinein, sie fließt wie Öl und berauscht wie alter Wein!
Das Theater gerät in Glut: alle Münder stehen offen, alle Augen blitzen!

Jetzt erst geht der Vorhang in die Höhe, und es erscheinen ein „Er" und eine „Sie" — ein Königssohn und eine Königstochter, und sie fangen zu singen an.
Sie singen mit Worten, mit flammenden Worten, wie feurige Schlangen kommen ihnen die Worte von den Lippen! Und die Hölle glüht auf ihren Gesichtern; wie die Teufel springen sie einander entgegen. Und das Halsen, das Küssen, das Singen und das Springen wird immer schneller und schneller und mit jedem Augenblick feuriger und glühender!
Das ganze Theater ist schon von diesem einen Feuer erfaßt, die ganze Galerie mit allen Männern und Frauen mit den erhitzten und verschwitzten Gesichtern und wild brennenden Augen... Wie eine Sintflut ist es über alle gekommen.
Und das ganze Theater singt!
Ein Meer brennender Wollust hat sich ergossen, — die ganze Hölle brennt... Teufel tanzen, Engel des Verderbens führen einen feurigen Reigen ...
Das ist aus Pedohzurs Brautausstattungsweise durch Chajimls „El mole rachamim" mit Hilfe des Kiewer geworden!

★

Für das Sinken gibt es aber keine Grenzen!
Das jüdische Theater ging ein. Die Königssöhne wurden wieder Schuster und Schneider, die Königstöchter stellten sich wieder vor den Herd. Und einige der Theaterweisen verwandelten sich in Leierkastenmelodien...
Unsere Weise ist kaum wiederzuerkennen.
Ein schäbiger Teppich liegt auf einem Hofe ausgebreitet. Zwei Männer in fleischfarbenem Trikot zeigen Kunststücke mit einem hageren, blassen Mädel, das sie irgendwo gestohlen haben. Der eine hält eine Leiter mit den Zähnen. Wie ein Pfeil aus dem Bogen läuft das Mädel bis zur höchsten Sprosse hinauf, springt von da herunter und bleibt auf der Achsel des Zweiten stehen. Der erste gibt ihr einen Stoß in den Rücken. Sie macht einige Luftsprünge, bleibt dann mit ausgestreckter Hand vor dem Hofpublikum stehen und bettelt um eine Gabe.
Es ist auch ein Theater, ein Theater für gemeines Volk, für Hausdiener und Dienstmägde! Man spielt unter freiem Himmel, es kostet wenig Geld, man kauft keine Billetts, sondern wirft Zweier und Dreier hin. Und das hagere Mädel macht ihre Sache so kunstvoll!

Dicke Schweißtropfen laufen ihr vom rotgeschminkten Gesicht, in den eingesunkenen Augen brennt ein Schmerz, — aber das Publikum sieht es nicht. Es hört auch nicht, wie schwer sie atmet. Es sieht nur die schönen Kunststücke, es hört nur die schöne Leierkastenmusik!
Und die Seele im schmächtigen Körper des armen gestohlenen Kindes und die arme Weise im heiseren blechernen Leierkasten — beide ächzen, weinen und zittern, beide flehen um Erlösung.

*

Doch es war beschieden, daß Pedohzurs Brautausstattungsweise wieder in die Höhe kommen sollte! Die Akrobaten schleppten das Kind so lange von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt, bis es — nicht auf euch sei es gesagt — krank wurde...
Es war in Radziwillow, an der Grenze. Hier ließen sie das kranke Kind hinter einem Zaun liegen und gingen selbst über die Grenze. Hol einer den Wind ein! Halbnackt, mit braunen und blauen Zeichen am mißhandelten Körper lag das Kind in Fieber da.
Mitleidige Leute hoben das Kind auf und trugen es ins Spital. Es überstand einen Typhus und verließ das Spital blind auf beiden Augen!
Nun bettelt das arme Kind; es geht von Haus zu Haus, von Tür zu Tür und bettelt...
Es spricht fast nichts... Es versteht nicht mit Worten zu betteln... Es stellt sich irgendwo hin und wartet; wenn man es nicht sieht, so fängt es zu singen an, damit man es hört...
Und die Weise, die es singt, stammt vom Leierkasten.
Und was spricht jetzt die Weise?
Sie bittet um Mitleid, um Mitleid für ein unglückliches Kind.
„Böse Menschen haben mich einem guten Vater, einer zärtlichen Mutter, aus einem warmen und reichen Heim gestohlen!
Man hat mich aus allem Guten herausgerissen, man hat mich ausgenutzt und weggeworfen wie die Schale einer Nuß, die man gegessen!
Mitleid mit einem armen, armen Kinde!"
Und weiter fleht die Weise:
„Es ist kalt, und ich bin nackt, und ich habe auch Hunger. Und ich habe keinen Ort, meinen Kopf auszuruhen... Und blind bin ich auch noch!"

So flehte die Weiſe. Und das war ſchon die erſte Stufe des Aufſtiegs: ſie bewog die Leute, Almoſen zu geben!

★

In Radziwillow lebte ein Lamden. Er war durchaus kein Misnagid, und ſicherlich kein ſtreitbarer. Er hatte einfach keine Zeit, zu einem Rebben zu fahren... Er klappte ſeinen Talmudband niemals zu!

Er fürchtete immer, im Thoraſtudium geſtört zu werden.

Damit man ihn im Bejßmedreſch beim Studium nicht ſtöre, pflegte er zu Hauſe zu ſtudieren. Sein Weib ſaß ja den ganzen Tag im Geſchäft, und die Kinder waren im Cheder.

Manchmal ging ihm der Gedanke durch den Kopf: ſoll ich nicht doch zu einem Rebben fahren? Das raunte ihm wohl ſein Guter Trieb zu. Was tut aber der Böſe Trieb? Er verſtellt ſich als Guter Trieb und ſagt: „Gewiß ſoll man einmal fahren. Aber es iſt noch Zeit: du mußt erſt den bewußten Abſchnitt zu Ende lernen!..." Und ſo vergingen Monate und Jahre.

Im Himmel wollte man aber offenbar, daß er doch einmal zu Reb Dovidl komme.

Paſſiert folgende Geſchichte:

Einmal ſitzt er, der Lamden, und lernt. Plötzlich hört er ein Singen vor ſeiner Tür. Wird er über ſich ſelbſt böſe:

Wenn man ſitzt und lernt, darf man nicht hören, was ſich auf der Gaſſe, was ſich vor der Tür tut. Man muß in der Thora ganz aufgehen!

Er hört aber noch immer das Singen und verſtopft ſich die Ohren mit den Fingern. Die Weiſe ſtiehlt ſich dennoch unter den Fingern hinein. Wird er noch zorniger, nimmt ſeinen langen Bart in den Mund, beißt daran und lernt weiter. Mit großer Kraft lernt er!

Die Weiſe läßt nicht ab. Er hört ſie immer ſchärfer. Und plötzlich merkt er, daß es eine Frauenſtimme iſt, daß ein Mädel ſingt! Schreit er laut auf: „Freches Frauenzimmer! Fort von meiner Tür!" Die Weiſe entfernt ſich... Doch — dieſer Schrecken! — es ſingt zwar niemand mehr, und er hört noch immer die Weiſe. Sie klingt ganz von ſelbſt in ſeinen Ohren, in ſeiner Seele. Er nimmt ſeine Kraft zuſammen und blickt ins Buch hinein, will ſich in das Kapitel vertiefen, — aber es geht nicht! Des Lamdens Seele füllt ſich immer mehr mit der Weiſe...

Klappt er den Band zu und beginnt Minche zu beten.
Er kann aber weder lernen noch beten, er kann gar nichts. Wie ein silbernes Glöckchen klingt in ihm die Weise. Der Mensch kann es nicht mehr aushalten. Der Schmerz bringt ihn schier um! So vergeht ein Tag, ein zweiter, ein dritter, — er verfällt beinahe in Schwermut... Er fastet, — es hilft alles nichts! Er kann die Weise nicht los werden. Sie weckt ihn nachts aus dem Schlafe.
Und das ist ein Mann, der, seit er lebt, keinen einzigen singenden Ton von sich gegeben hat, der noch nie Minche vorgebetet hat! Am Sabbat pflegte er die Smires einfach herunterzulesen und statt des Singens eine Seite Talmud zu lernen.
Begreift er natürlich, daß die Sache nicht so einfach ist.
„Ein Werk des Satans!" denkt er sich und ist ganz entmutigt.
Nun könnte man meinen, daß er jetzt zu einem Rebben fahren wird.
Fragt aber der Böse Trieb: „Ja, fahren, aber zu wem? Zaddikim gibt es genug, aber welcher ist der wahre, bei welchem kannst du wirklich Hilfe finden?" Wird der Lamden nachdenklich.
Da kommt aber ein Wink von oben.
Es trifft sich, daß Reb Dovidl, der Talner, fliehen muß und zufällig durch Radziwillow kommt...
Die Geschichte von der Denunziation kennt ihr sicher. Und ich sage euch, daß es eine himmlische Strafe war: man hat Reb Dovidl nicht aus Wassilkow herauslocken und nach Talne führen sollen! Man hat einer Stadt nicht solche Schande antun dürfen! Wassilkow kam ja deswegen ganz herunter.
Die Gasthäuser mußten schließen, alle Herbergen in der ganzen Gegend sind ruiniert worden. Auf trockenes Brot sind sie heruntergekommen, nicht auf euch sei es gesagt!
Und da hat man es: es kommt die Denunziation, und auch Talne wird verwüstet!
Reb Dovidl besaß einen goldenen Stuhl mit dem eingravierten Bibelvers: „David, König von Israel, lebt." Die Anzeiger machten eine politische Sache daraus und drangen damit auch in Petersburg durch.
Kurz und gut, Reb Dovidl muß fliehen. Er bleibt den Sabbat in Radziwillow, und unser Radziwillower Lamden geht zum Schalaschudes.

Der Böſe Trieb will aber noch immer nicht nachgeben. Der Lamden tritt ein und ſieht an der Spitze der Tafel ein winziges Männchen ſitzen. Man ſieht von ihm nichts als ein großes, ſehr großes Streimel und ſilbergraue Haare, die ihm über das Geſicht fallen. Alle ſitzen ſchweigend da, und man ſpricht nicht über die Thora... Dem Lamden krampft ſich das Herz zuſammen...

„Iſt das alles?" fragt ſich der Lamden.

Aber Reb Dovidl hat ihn ſchon bemerkt und ſagt: „Setz dich, Lamden!"

Im gleichen Augenblick kam er zu ſich. Ein Blick Reb Dovidls hat ihn getroffen und ſeine Seele verſengt!

Ihr habt ſchon ſicher von den Augen des Talner gehört. In ſeinem Blick lag Majeſtät, Heiligkeit und Kraft. Alles, was ihr wollt, lag in ſeinen Blicken!

Und wie Reb Dovidl ſagt: „Setz dich!" macht man ihm ſofort Platz am Tiſch. Setzt ſich der Lamden und wartet.

Und Reb Dovidl ſagt weiter:

„Man erweiſe dem Lamden die Ehre, daß er uns etwas vorſinge!" Dem Lamden gerinnt die Muttermilch: er und ſingen!...

Aber jemand ſtößt ihn in den Rücken: Wenn Reb Dovidl befiehlt, ſo ſingt man! Alſo ſingt er.

Der Ärmſte fängt zitternd an und bringt mit Mühe den Anfang einer Melodie hervor. Und was ſoll er ſingen, der Lamden? Verſteht ſich, das Lied des Waiſenmädchens: ein anderes kennt er ja nicht! Und er zittert und ſtammelt und ſingt. Aber die Weiſe hat ſich ſchon wieder verändert. Sie atmet ſchon den Geruch der Thora, den Saft der Sabbatheiligkeit, den Geiſt der Reue eines Lamdens... Und wie er ſo ſingt, beginnt er das Lied zu erfaſſen und ſingt immer beſſer und immer freier...

Mitten drin beginnt Reb Dovidl, wie es ſeine Gewohnheit iſt, leiſe mitzuſummen. Die Leute hören es und fallen mit ihrem Geſang ein. Der Lamden gerät mit den Leuten in Feuer und beginnt zu glühen. Er iſt ſchon ganz außer ſich — nun ſingt er wirklich!

Und die Weiſe fließt wie ein Feuerſtrom dahin... Und die Wogen ſchlagen immer höher, feuriger und flammender!

Und es wird der Weise zu eng in der Stube, und sie stürzt durch die Fenster in die Gassen hinaus. In die Gasse ergießt sich ein Meer von Heiligkeit, von feuriger Heiligkeit. Und die Leute auf der Gasse rufen bestürzt und erschrocken:
„Das ist ja des Waisenmädchens Lied! Des Waisenmädchens Lied!"

*

Der Weise kam die Erlösung und dem Lamden auch!
Reb Dovidl nahm ihn vor seiner Abreise auf die Seite und sagte ihm einige Worte.
„Lamden," sagte er zu ihm, „du hast eine jüdische Tochter beschämt! Du hast den Ursprung ihrer Weise nicht erkannt! Du hast sie ein freches Frauenzimmer genannt!"
„Legt mir eine Buße auf, Rebbe!" bittet der Lamden.
„Nicht nötig," antwortet der Rebbe, sein Andenken zum Segen, „statt einer Buße sollst du lieber eine Mizwe tun!"
„Was für eine Mizwe, Rebbe?"
„Verheirate das Mädel! Einem armen Mädel zur Heirat verhelfen, ist auch eine große Mizwe!"

*

Nun hört auch die andere Seite der Geschichte:
Einige Jahre später, als das Mädel schon längst mit einem verwitweten Thoraschreiber verheiratet war, erfuhr man, woher sie stammte:
Es stellte sich heraus, daß sie des alten Katzners Enkelkind war! Und die Sache war die:
Katzners Schwiegersohn, der Kiewer, ging einmal mit seiner Frau für einen ganzen Abend ins Theater, und am selbigen Abend stahl man ihnen das einzige Kind...
Man konnte ihnen aber die Tochter nicht mehr zurückgeben:
Die Mutter war schon längst tot und der Vater längst in Amerika...

Die Kabbalisten

Die Kabbalisten

In schlechten Zeiten sinkt sogar der Wert der besten Ware, der Thora.
Von der Lastschower Jeschiwe ist zuletzt nichts übriggeblieben als der Rosch-Jeschiwe, Reb Jekel, und sein einziger Schüler.
Der Rosch-Jeschiwe ist ein alter dürrer Mann mit langem zerzausten Bart und alten erloschenen Augen; Lemech, sein geliebter Schüler, ist ein hagerer, schlanker, blasser Jüngling mit schwarzen, gekräuselten Schläfenlocken, brennenden, schwarzen, gesenkten Augen, ausgetrockneten Lippen und einem spitz hervortretenden, zitternden Adamsapfel. Beide tragen geflickte Kleider und haben keine Hemden, so daß der nackte Leib vorne zu sehen ist. Der Rosch-Jeschiwe schleppt mit Mühe ein Paar schwere Bauernstiefel, dem Schüler, der keine Socken anhat, fallen die Schuhe von den Füßen.
Das ist von der berühmten Jeschiwe übriggeblieben!
Das verarmte Städtchen schickte immer weniger Essen und beköstigte immer weniger Schüler in den Bürgerhäusern; darum haben sich die armen Schüler verzogen. Aber Reb Jekel will hier sterben, und sein Schüler — ihm die Scherben auf die Augen legen.
Auch sie beide müssen manchmal hungern. Wenn man wenig ißt, schläft man wenig, und wenn man ganze Nächte nicht schläft und dazu hungert, bekommt man Lust zur Kabbala.
Wenn man schon ganze Nächte auf ist und ganze Tage hungert, so will man daraus einen Nutzen ziehen: sollen sich doch nach all den Fasten und Kasteiungen alle Tore der Welt auftun und alle Geheimnisse, Geister und Engel offenbar werden!
So studieren sie seit längerer Zeit die Kabbala.
Jetzt sitzen sie allein am langen Tisch. Bei anderen Leuten ist es schon nach dem Essen, bei

ihnen aber noch vor dem Frühstück. Sie sind es gewohnt. Der Rosch-Jeschiwe hat die Augenlider gesenkt und spricht, und der Schüler lauscht ihm, den Kopf in die beiden Hände gestützt.

„Es gibt darin", sagt der Rosch-Jeschiwe, „viele Stufen: der eine kennt ein Stückchen, der andere die halbe, der dritte die ganze Melodie. Der Rebbe, sein Andenken zum Segen, kannte die ganze Melodie, sogar mit einem Nachspiel! Und ich", fügte er traurig hinzu, „habe kaum die Gnade, ein winziges Stückchen zu kennen, vielleicht so groß..."

Er mißt ein kleines Endchen seines mageren Fingers ab und redet weiter:

„Es gibt Melodien, die Worte haben müssen... Das ist eine niedrige Stufe... Es gibt eine höhere Stufe: Melodien, die von selbst tönen, ganz ohne Worte, reine Melodien! Aber diese Melodien bedürfen noch immer einer Stimme ... sie brauchen Lippen, durch die die Stimme dringt. Und Lippen, du verstehst mich doch, sind etwas Körperliches. Und auch die Stimme ist zwar eine edle Art des Körperlichen, aber immer noch etwas Körperliches!

Sagen wir, daß die Stimme an der Grenze zwischen Geistigem und Körperlichem steht!

Wie dem auch sei, ist die Melodie, die durch eine Stimme ausgedrückt wird, die von den Lippen abhängt, noch nicht rein, noch nicht ganz rein ... noch nicht ganz geistig!

Die richtige Melodie klingt aber ganz ohne Stimme... Sie klingt im Inneren, im Herzen, in den Eingeweiden!

Das ist der geheime Sinn der Worte des Königs David: ‚Alle meine Gebeine lobpreisen den Herrn!' Im Marke der Knochen muß es singen, dort muß die Melodie stecken, das schönste Loblied auf Gott, gepriesen sei Er! Das ist kein Gesang eines Wesens aus Fleisch und Blut, das ist keine erfundene Melodie! Das ist schon ein Teil jener Melodie, mit der Gott die Welt erschaffen hat; ein Teil der Seele, die Er ihr eingegeben hat...

Und so singen die himmlischen Heerscharen! So sang der ‚Jid', sein Andenken zum Segen!"

Die Belehrung wurde abgebrochen durch das Erscheinen eines jungen Trägers mit zerzaustem Haar und einem Strick um die Lenden. Er trat ins Bejßmedresch, stellte auf den Tisch vor den Rosch-Jeschiwe eine Schüssel mit Grütze, legte ein Stück Brot dazu und sagte mit

roher Stimme: „Reb Tewel schickt dem Rosch-Jeschiwe sein Essen!" Er wandte sich zum Gehen und fügte bei der Tür hinzu: „Später komme ich die Schüssel holen!"
Durch die rohe Stimme des Trägers aus den göttlichen Harmonien gerissen, erhob sich der Rosch-Jeschiwe schwer von seinem Platz und ging, die großen Stiefel mit Mühe schleppend, zum Waschbecken an der Tür, um sich die Hände zu waschen.
Im Gehen sprach er weiter, doch mit weniger Inbrunst, und der Schüler verfolgte ihn mit brennenden, verträumten Augen und gespitzten Ohren.
„Aber ich habe nicht einmal die Gnade erlangt," sagte der Rosch-Jeschiwe mit trauriger Stimme, „zu wissen, auf welcher Stufe es so ist! Bei welchem Tore des Himmels dies erreicht werden kann. Siehst du," fügte er mit einem Lächeln hinzu, „die Kasteiungen und Übungen, die man dazu braucht, kenne ich wohl, und ich werde sie dir vielleicht noch heute beibringen!"
Dem Schüler springen schier die Augen heraus; er hat den Mund geöffnet und fängt jedes Wort auf. Aber der Lehrer bricht ab. Er wäscht sich die Hände, trocknet sie ab, spricht die vorgeschriebenen Worte, geht wieder an den Tisch und verrichtet mit zitternden Lippen das Gebet über das Stückchen Brot...
Mit zitternden, mageren Händen hebt er die Schüssel. Der warme Dampf verdeckt sein hageres Gesicht. Dann stellt er die Schüssel wieder hin, nimmt den Löffel in die Rechte und wärmt die Linke am Rande der Schüssel. Dabei zerdrückt er mit der Zunge, ohne Hilfe der zahnlosen Kiefern, den Rest des Brotbissens, auf den er etwas Salz gestreut hat.
Nachdem er sich das Gesicht und die Hände gewärmt hat, runzelt er die Stirne, zieht die dünnen blauen Lippen zusammen und beginnt zu blasen.
Während der ganzen Zeit wendet der Schüler von ihm keinen Blick. Und als die zitternden Lippen des Lehrers dem ersten Löffel der Grütze entgegeneilen, packt ihn etwas am Herzen. Er bedeckt das Gesicht mit beiden Händen und schrumpft ganz ein.
Einige Minuten später kam ein anderer Bursche mit einer neuen Schüssel Grütze und einem neuen Stück Brot.
„Reb Jojssef schickt dem Schüler sein Frühstück!"
Doch der Schüler zog die Hände vom Gesicht nicht fort.

Der Rosch-Jeschiwe legt seinen Löffel weg und geht an den Schüler heran. Eine Weile blickt er ihn mit Stolz und Liebe an; dann umwickelt er seine Hand mit dem Rockschoß und berührt Lemechs Rücken.

„Man hat dir dein Essen gebracht", weckt er ihn mit freundlicher Stimme.

Der Schüler zieht langsam und traurig die Hände vom Gesicht weg. Das Gesicht ist noch blasser geworden, und die Augen mit den gesenkten Wimpern brennen noch wilder.

„Ich weiß, Rebbe!" antwortete er. „Doch ich werde heute nicht essen."

„Der vierte Fasttag?" fragt der Rosch-Jeschiwe erstaunt. „Und ohne mich?" fügt er vorwurfsvoll hinzu.

„Es ist ein eigener Fasttag", antwortet der Schüler. „Es ist ein Fasttag als Buße."

„Was redest du? Du und Buße?"

„Ja, Rebbe! Ich faste zur Buße... Vor einem Augenblick, als Ihr zu essen anfingt, kam mir der böse Gedanke... das Gebot ‚Laß dich nicht gelüsten' zu übertreten!"

*

In derselben Nacht, sehr spät, weckte der Schüler seinen Lehrer. Sie schliefen einander gegenüber auf zwei Bänken der Lehrstube.

„Rebbe, Rebbe!" rief er mit schwacher Stimme.

„Was ist?" Der Rosch-Jeschiwe wacht erschrocken auf.

„Ich bin jetzt auf der höchsten Stufe..."

„Wie?" fragt der Rosch-Jeschiwe, noch etwas verschlafen.

„Es hat in mir gesungen!"

Der Rosch-Jeschiwe setzt sich auf.

„Wie? Wie?"

„Ich weiß es selbst nicht, Rebbe," antwortet der Schüler mit noch schwächerer Stimme. „Ich konnte nicht einschlafen und vertiefte mich in Euren Vortrag... Ich wollte unbedingt jene Melodie kennen lernen... Und ich fing, vor großem Kummer, daß ich die Melodie nicht kenne, zu weinen an... Alles weinte in mir, alle meine Glieder weinten vor dem Schöpfer der Welt!

Dabei machte ich auch die Übungen, die Ihr mich gelehrt habt... Eine wunderliche Sache: ich machte sie nicht mit dem Munde, sondern irgendwie im Innern... Plötzlich wurde es mir so hell... Ich hielt die Augen zu, und doch war es hell, sehr hell, ungewöhnlich hell um mich her!..."

„Ja, so!" sagt der Rosch-Jeschiwe, sich über ihn beugend.

„Und dann wurde mir vor diesem Licht so gut, so leicht... Es war mir, als ob ich kein Gewicht mehr hätte, als ob ich fliegen könnte..."

„Ja so! So!"

„Dann wurde ich so lustig, lebhaft und hatte Lust zu lachen... Mein Gesicht rührte sich nicht, auch die Lippen rührten sich nicht, und ich lachte doch... So gut, so herzlich, so freudig lachte ich!"

„Ja, so! So! So! ‚In höchster Freude'!"

„Dann fing in mir etwas zu summen an wie der Anfang einer Melodie..."

Der Rosch-Jeschiwe sprang von seiner Bank auf und war mit einem Satz bei seinem Schüler.

„Nun? Und?"

„Und dann hörte ich, wie es in mir zu singen anfing!"

„Was hast du gefühlt? Was? Was? Sag!"

„Ich habe gefühlt: alle meine Sinne sind verstopft und verschlossen, und in mir inwendig singt etwas... So wie es sich gehört — ganz ohne Worte, so..."

„Wie? Wie?"

„Nein, ich kann es nicht... Früher wußte ich es noch... Und dann wurde aus dem Singen..."

„Was wurde daraus, was?..."

„Ein Spielen ... gleich als ob ich in mir eine Fiedel hätte. Oder wie wenn in mir Jojne der Spielmann säße und fromme Lieder spielte, wie beim Rabbi bei Tisch! Doch es spielte in mir viel besser, edler, geistiger! Und alles ohne Töne, ganz ohne Töne, durchaus geistig!..."

„Wohl dir! Wohl dir! Wohl dir!"

„Jetzt ist alles weg!" sagte der Schüler traurig. „Meine Sinne taten sich wieder auf, und ich bin so müde, so müde, daß ich..."

„Rebbe!" schrie er plötzlich auf, sich an die Brust fassend. „Rebbe! Sprecht mir den Widduj vor! Man ist mich holen gekommen! Die Himmlischen brauchen einen neuen Chorsänger! Ein Engel mit weißen Flügeln... Rebbe! Rebbe! Schma Jißroel! Schma..."

*

Das ganze Städtchen wünschte sich einmütig einen solchen Tod. Aber dem Rosch-Jeschiwe war es noch zu wenig.

„Noch einige Fasttage," seufzte er, „und er wäre durch einen Kuß von Gottes Munde gestorben!"

Der Purimgeiger

Der Purimgeiger

Einst waren die Geschlechter nicht so abgerissen und verwaist wie heute. Jedes Geschlecht war wie ein Glied in der Kette, die mit Adam und Eva beginnt und im sechsten Jahrtausend enden wird... Und wenn ein Glied sich aus irgendeinem Grunde rührte, so ging ein Beben durch die ganze Kette, und alle Glieder erwachten: die Erzväter, Mutter Rachel und andere...

Außer dem immer offenen Himmel, den man, wenn man ihn nur nicht mit einem kupfernen Dreier verdeckte, mit bloßem Auge sehen konnte, außer dem Propheten Eliahu, der ständiger Gast in jedem jüdischen Hause war: unter den sieben Gästen in der Ssuke, beim „Ergieße deinen Zorn, Herr", an der Ssedertafel, im Lehnsessel bei jedem Briß und so oft ein Schlachtmesser einem Halse drohte, — und außer allen guten Engeln hatte man damals seine Eltern ewig bei sich. Waren sie am Leben, so ehrte man sie, und waren sie, Gott behüte, nicht am Leben, so hatte man einen Grabstein, um seinen glühenden Kopf anzulehnen und abzukühlen, ein Grab, um darauf sein erbittertes Herz durch Tränen zu erleichtern, und auch den Toten selbst, der alles sieht und hört und sich im Himmel für seine Kinder verwendet...

Man brauchte sie nicht einmal zu rufen: allnächtlich kamen die Toten in die Stadt der Lebenden. Sie kamen auch in die Schul, beteten, lasen in der Thora und verrichteten das Mitternachtsgebet... Und wenn ein Toter an einem ihm bekannten Fenster vorbeiging und einen Seufzer aus einem betrübten Herzen hörte, verstand er ihn sofort: die Lebenden und die Toten redeten in der gleichen Sprache und beteten aus demselben Gebetbuch... Der Tote machte sich einen Knoten in sein Leichengewand, und wenn er wieder in seine Ruhe zurückkehrte, erinnerte er sich der Hinterbliebenen und tat für sie alles, was nur möglich war.

Und was war in jener gesegneten Zeit unmöglich? Alles war möglich, selbst daß ein Toter einem Lebendigen eine lustige „Schojschanos-Jaakow"-Weise beibrachte!

Ich will aber nicht vorgreifen: das mit „Schojschanos-Jaakow" gehört schon zu der Geschichte, die ich euch erzählen will, zu der Geschichte vom Reb Awremel dem Geiger, — ein Fürsprech möchte er im Himmel für alle sein, die Purimgeschichten erzählen, wenn nur diese Geschichten nicht erlogen sind!...

Reb Awremel war Geiger, aber kein Spielmann. Er hatte die Stufe erreicht, nach der sich wohl alle sehnen, die aber gar wenige erreichen: er schöpfte aus seiner Geige keinen Gewinn und lebte nicht von seinem Spiel...

Wenn man keine großen Augen, keinen bösen Rachen und keinen weitaufgerissenen Mund hat, wenn „irgend etwas" — eine Speise, kaltes Wasser — ein Getränk und ein Rock aus Baumwollzeug — ein Gewand ist, — wenn Bejle-Basche einen Laden besitzt, so daß man sich um das tägliche Brot nicht zu kümmern braucht, kann man nur um des guten Werkes willen, dem Himmel zu Ehren Geige spielen; dann ist man Geiger für den Herrn, gepriesen sei Er. Solch ein Geiger war eben Reb Awremel...

Nach Sabbatausgang spielt Reb Awremel seine Smires... Bejle-Basche, seine Ernährerin, hört ihm zu und schöpft aus seinem Spiel Freude für die ganze Woche... Draußen in der Gasse stehen die Leute und lauschen, und ihre Seelen trinken gierig die Smires. Manchmal beginnen die Leute die Melodie mitzusingen: die ganze Gasse ist mit einem Male geadelt, das ganze Städtchen singt einen Psalm...

An den Wochentagen, wenn Bejle-Basche in ihrem Laden hockt und die ganze Stadt den Geschäften nachläuft, sitzt Reb Awremel allein in seinem Stübchen am kleinen Tische vor dem Fenster. Sein Herz ist gen Himmel gerichtet, seine Augen — auf den Psalter des Königs David, seine Lippen singen Lobgesänge und zittern vor Wonne, die Finger der ausgestreckten Hand greifen in die Saiten der Geige, die vor ihm auf dem Tische liegt... Die Saiten tönen, kleine weiße Flügel erblühen aus ihnen und wachsen in den Himmel hinauf. Und Reb Awremel streicht sich mit der Hand seinen schneeweißen Bart. Das ist seine einzige Freude...

Geht manchmal die niedere Türe auf, Braut und Bräutigam neigen die Köpfe, um sich nicht anzustoßen, treten in die Stube und bleiben errötend und verschämt vor Reb Awremel stehen.

Reb Awremel lächelt, er weiß, was sie von ihm wollen: seit Jahren sind sie verlobt, haben mit Mühe und Not einige Groschen für den Tales zusammengespart, alles ist für die Chuppe bereit, aber für die Hochzeitsmusik langt das Geld nicht... Also spielt Reb Awremel auf der Armenhochzeit... Und ehe ein Jahr um ist, wird er mit dem Amt eines Sandeks beehrt, manchmal hat er einen „Pidjan-ha-Ben" (denn er ist ja auch Kojhen), — und so folgt ein gottgefälliges Werk auf das andere. Doch nicht darauf legt er das größte Gewicht.
Das Wichtigste ist für Reb Awremel Purim.
Er ist ein Purimgeiger — für die armen Leute...
Es gibt Häuser, in die die vornehmen Leute mit den roten Schnupftüchern niemals hineinschauen, wo sich niemals ein Spielmann blicken läßt, und über deren Schwelle niemals ein Purimspieler tritt... Wo die Challe ohne Safran ist, die Mahlzeit ohne Freude und oft auch ohne Challe...
Da geht die Tür auf, barmherzige Wohltäter treten in die Stube und bringen Speisen und Getränke. Die armen Leute segnen die Wohltäter, und auch alle Gäste des Wohltätigkeitsfestes, aus dessen Erlös man die Armen mit Speise und Trank zu Purim versieht... Sie loben den Herrn, der die Wohltäter erschaffen hat, und setzen sich an die Tafel... Und doch fließen über ihre eingefallenen Wangen bittere Tränen... Das geschenkte Brot ist nicht süß, der gespendete Wein schmeckt nicht gut... Und wie lange ist es her, daß sie die Gebenden und die anderen die Nehmenden waren? Die Tränen trüben die Augen, Bitternis sammelt sich im Herzen... Eine Frau birgt das Gesicht in ihrer Schürze... Ein Mann wirft einen vorwurfsvollen Blick zum Himmel... Ein Jüngerer ballt die Fäuste... Da kommt aber Reb Awremel mit seiner Geige. Die Kerzen brennen auf einmal heller, die Augen blicken heiterer, ein Lächeln gleitet über alle Gesichter, ein verschämtes, verwaistes, noch tränenfeuchtes Lächeln. Reb Awremel spielt schon „Schojschanos-Jaakow" — die Töne fließen wie Öl in alle Herzen — nun ist Armut keine Schande, ein Bruder hilft dem andern, das Glücksrad wendet sich... Wenn Reb Awremel wieder fortgeht, blicken ihm alle mit leuchtenden Augen nach, kleine Kinder mit Beinchen so krumm wie Regenbogen und funkelnden Augen laufen ihm von Türe zu Türe, von Schwelle zu Schwelle nach... Und spät am Abend — manchmal ist es sogar sehr spät, denn die armen Leute vermehren sich, unberufen, von Jahr zu Jahr —

kehrt Reb Awremel, mit Segenswünschen beladen, das Herz voller Freude ob der verrichteten guten Werke, beim Row und bei der Rebbezin ein. Ohne den Row und ohne die Rebbezin wäre ja meine Geschichte gar keine richtige Geschichte...

Bejle-Basche sitzt währenddessen geduldig zu Hause und wartet. Das Herz sagt ihr, und auch Reb Awremel leugnet es nicht, daß sie einen Anteil, sogar einen großen Anteil an seinen frommen Verdiensten hat. Und wenn sie sich ein klein wenig nach ihm sehnt, so ist es doch wahrlich keine Sünde!

Die Alte sitzt am Fenster vor dem kleinen Tisch und lächelt... Sie schaut mit ihren alten, seltsam lachenden und zugleich weinenden Augen in die finstere Nacht hinaus, ihre kleinen Ohren gucken unter dem Stirntuch hervor und lauschen. Sind es nicht seine Schritte? Sind es nicht die Töne von „Schojschanos-Jaakow"?... Und ihre Lippen bewegen sich leise im Gebet: soll er die Gnade erleben, mit seiner Geige Messias entgegenzugehen und ihm einen Marsch aufzuspielen...

Damals glaubte man an Messias und wartete auf ihn, wenn er auch säumte, alle Tage.

„Aber warum säumt er heute so lange?" fragen ihre alten Lippen; diesmal meint sie nicht den Messias. Das Essen wird kalt, die Kerzen flackern und gehen aus, und Awremel ist noch immer nicht da.

Bejle-Basche läuft in den Markt hinaus. Es ist stumme Nacht. Durch die Ritzen in den geschlossenen Fensterladen dringt kein Ton und kein Lichtstrahl heraus. Das Städtchen schläft.

Der Himmel über dem Städtchen wacht und schaut mit tausenden und abertausenden klarer, reiner Augen herab. Aber wo ist Awremel?

„Warum sind noch immer seine Schritte nicht zu hören?"

Dasselbe fragt auch der alte Row mit dem Ziegenbart, und seine erschrockene Stimme weckt die Rebbezin aus dem Schlummer. Ihr Köpfchen, das sich bisher wie ein Uhrpendel hin und her gewiegt hat, bleibt stehen. Wo kann er sein? In der Branntweinflasche ist schon der Boden zu sehen, die alte heisere Uhr schlägt Mitternacht, und von Awremel ist noch immer keine Spur... Setzt sich der Row seine warme Mütze mit den Ohrenklappen auf, hüllt sich die Rebbezin in ihren türkischen Schal, sie wecken die Diener und laufen mit Laternen aus dem Hause. Sie treffen Bejle-Basche, wechseln aber mit ihr kein Wort und laufen zusammen

weiter. An jedes Fenſter und an jede Tür klopfen ſie und fragen: „Iſt Awremel nicht hier?" Die Leute kommen mit Kind und Kegel aus den Häuſern, und alle ſuchen Awremel...

— — — — — — — — — — — — — — — —

Dem alten Awremel war wirklich etwas zugeſtoßen. Wenn die, die zur Verrichtung eines frommen Werkes unterwegs ſind, nicht unter einem beſonderen Schutze des Herrn ſtünden, ſo weiß ich wirklich nicht, ob ich euch dieſe Geſchichte erzählen würde: es wäre dann eine ſehr traurige Geſchichte geworden, und traurige Geſchichten mögt ihr doch nicht...

Reb Awremel geht nach Hauſe zu ſeiner Bejle-Baſche. Seine Füße tänzeln, und ſein alter grauer Kopf wiegt ſich im Takte hin und her: heut iſt ja Purim, und er wird keinem armen Mann abſagen, der ihm die Hand mit dem Becher entgegenſtreckt. Auch er ſehnt ſich nach ſeiner Bejle-Baſche, und es verdrießt ihn, daß er den einmal eingeführten Brauch nicht umgehen kann und unterwegs beim Row einkehren muß. Er will den Weg abkürzen und geht durch den Vorhof der Schul; wie geſagt, ſtehen ja die, die zur Verrichtung eines frommen Werkes unterwegs ſind, unter dem Schutze des Herrn. Wie er durch den Vorhof geht, hört er aus der Schul Stimmen, ein Lachen, ein Singen, das Scharren vieler tanzenden Füße. Er iſt ganz ſtarr vor Erſtaunen. Er denkt ſich, daß eine Geſellſchaft luſtiger Burſchen ſich in der Schul verſammelt hat, um ein nächtliches Feſt zu feiern. Der Zorn ob der Entweihung der heiligen Stätte packt ihn am Herzen. Er iſt ja auch Kojhen. Er ſtemmt ſich gegen die Türe, das alte Schloß gibt halb nach, und Awremel bleibt ſtarr vor Entſetzen in der Türſpalte eingeklemmt ſtehen. Tote haben ſich in der Schul verſammelt!

Und ein Toter ruft dem andern zu: „Reb Awremel! Reb Awremel!" Alle wenden ihre Augen, — die einen auf Awremel, die andern auf einen langen Mann mit ſchneeweißem Bart. Die Augen, die auf Awremel gerichtet ſind, blicken ihn liebevoll und freundlich an; und die andern, die auf den langen alten Mann ſchauen, hängen an ſeinen blauen Lippen und warten auf ſein Wort... Sie haben nicht lange zu warten. Der Mann geht mit leiſen Schritten auf Awremel zu, und in der Schul wird es ſo ſtill, daß man die Gedächtnis-Mazze im Winde, der durch eine ausgeſchlagene Fenſterſcheibe hereindringt, zittern hört...

Und der lange Mann ſtreicht ſich mit der langen rechten Hand den weißen Bart und ſpricht: „Fürchte dich nicht, Awremel! Wir werden dir nichts Böſes tun. Wir haben uns hier,

wie jedes Jahr, zum Singen und Tanzen verſammelt: heut iſt ja Purim, das Feſt, das niemals abgeſchafft werden wird!"

Awremel ſteht in der Türe, ſchaut mit großen Augen und denkt: „Morgen wird mir niemand glauben, daß ich hier geweſen bin und das alles gehört und geſehen habe." Seine Lippen zittern, bringen aber keinen Ton hervor. Der lange Tote lieſt ihm dieſen Gedanken von den Lippen ab und winkt einem andern hagern Toten zu, der noch länger ausſieht. Der andere kommt ſchweigend heran.

„Wir werden dir ein Zeichen geben," ſagt der Row, „damit dir die Lebenden alles glauben. Dieſer Mann iſt der erſte Gemeinde-Chaſen des Städtchens. Ich will ihn bitten, dich eine neue ‚Schojſchanos-Jaakow'-Weiſe zu lehren."

Der Hagere nickt mit dem Kopf.

„Aber nicht mit der Stimme wird er ſie dich lehren," fährt der erſte Row des Städtchens fort. „Er hat ſich, nicht auf dich gedacht, beim letzten Neïle-Kaddiſch erkältet und iſt mit einem ſtummen Widduj aus der Welt geſchieden. Mit dem Finger wird er ſie dich lehren..."

Der erſte Chaſen folgt dem Befehl des erſten Rows und beginnt mit dem Finger zu fuchteln. Bald tanzt der Finger mit großem Eifer, bald zittert er, und bald erſtarrt er in großer Andacht. Bald klagt er voller Schmerz und Zorn wie Hiob und läßt den Himmel erbeben, bald zittert er in Erwartung einer Antwort des Himmels über Leben und Tod...

So etwas hat Reb Awremel noch nie gehört. Alle ſeine Sinne hängen an dem ſingenden Finger. Er trinkt mit beiden Ohren die Weiſe. Er will verſuchen, ſie auf der Geige nachzuſpielen, kann es aber nicht: er iſt in der Tür feſtgeklemmt und kann keine Hand rühren... Und des Chaſens Finger fährt noch immer durch die Luft, und die Weiſe tönt und ſingt...

Wie der Schames am nächſten Morgen in die Schul kommt, befreit er ihn aus der Türſpalte. Reb Awremel ſpringt in die Mitte des Vorhofs, drückt, ohne dem erſchrockenen Schames auch nur ein Wort zu antworten, die Geige an ſeinen während der Nacht noch weißer gewordenen Bart und beginnt zu ſpielen! Bejle-Baſche, der Row, die Rebbezin und alle Leute, die ihn in der ganzen Stadt geſucht haben, hören die Geige und laufen herbei. Die Frommen, die zum Beten kommen, bleiben ſtehen. Und Reb Awremel ſpielt und ſpielt...

Er ſpielt für den Teufel

Er spielt für den Teufel

Denkt euch, er war ein Musiker, der sich auf einer Hochzeit in ein Mädel verliebte. Er spielte seltsam traurig, weil er sah, daß sie ihm zuhörte, mit ihm mitfühlte und ihn verstand.
Bei der Hochzeit, wo dieses geschah, hörte seine Geige nicht zu weinen auf, immer herzzerreißender spielte er, und sein Schmerz ergoß sich unaufhörlich.
Die Leute verstanden nicht, was es bedeutete, und tanzten zu seiner Musik züchtige „Mizwe"-Tänze; sie allein verstand ihn, und das Leuchten ihrer Blicke oder der feuchte Tau in ihren Augen antworteten auf sein Spiel.
War sie aber bei einer Hochzeit nicht dabei, so kratzte er seine Geige wie die anderen Musiker und rief: „Gebt Geld! Gebt Geld!"
Sein Spiel hallte, tat den Ohren weh und warf die Gedärme durcheinander...
Und die Leute sagten:
„Heute spielt er gut! Er zerreißt eine Saite nach der anderen!"
Und dann spielte er einmal auf ihrer eigenen Hochzeit.
Sie war ein Waisenkind, und seine Fiedel weinte, stöhnte und klagte beim „El mole rachamim" so jämmerlich...
Daß die Männer wie die Weiber weinten und die Weiber in Ohnmacht fielen.
„Der Teufel steckt in seiner Geige!" sagten die Leute.
Und als auch die Braut ihn Ohnmacht fiel und die Weiber hysterische Lachkrämpfe bekamen, riß man ihm die Fiedel aus der Hand.
Nun merkten die Leute erst, daß er verglaste Augen hatte...
Dann spielte er eine lange Zeit gar nicht.

Er war gleichsam verschwunden, vielleicht lag er irgendwo krank darnieder... Später sah man ihn wieder in der Kapelle, doch er war nicht mehr zu erkennen... Blaß, abgemagert, mit erloschenen Augen, — er war nicht mehr derselbe Mensch, und auch sein Spiel war nicht dasselbe. Er spielte nicht mehr die Melodie und auch nicht die erste Geige... Er saß unbeweglich da und spielte nur die Begleitung...

Einmal bei einer Abendunterhaltung sah er sie wieder. Er sprang auf, riß dem Primgeiger die Fiedel aus der Hand und fing zu spielen an. Er spielte ganz wie einst: seine Augen leuchten, sein Herz krampft sich zusammen, die Fiedel weint...

Doch niemand hört ihm zu... auch sie hört ihm nicht zu. Sie mischt sich wieder unter die Weiber, er sieht sie nicht mehr, ihr Blick antwortet ihm nicht mehr...

„He, Spielleute!" schreit einer der Gäste. „Spielt etwas Lustiges zum Nachtmahl!" Er nimmt die Fiedel, wirft sie zu Boden und rennt davon.

„In ihm steckt der Teufel!" sagten die Leute.

Von nun an spielte er nie mehr bei Hochzeiten. Die Sorge ums tägliche Brot fiel ganz auf sein Weib. Er saß zu Hause, immer müde, blaß und kraftlos.

Sein Weib sagte: „Ein Teufel ist in ihn gefahren!" Und sie richtete sich einen Stand auf dem Markte ein und verkaufte gekochte Erbsen.

Sie dankt dem Höchsten, daß Er sie gnädig gestraft hat, daß Er einen guten Teufel in ihren Mann fahren ließ. Ein anderer haut um sich und schlägt die Fensterscheiben ein. Doch der Geist, von dem ihr Mann besessen ist, ist gut und sanft... Hätte sie Geld, so wäre sie zu einem Zaddik gefahren.

„Er ist so gut," prahlt sie, „er flucht sogar nicht. Vorher pflegte er öfter zu fluchen, heute ist er aber sanft wie eine Taube. Er will sogar nicht essen... Gibt man ihm was, so ißt er, und gibt man ihm nichts, so ißt er nicht!"

Doch manchmal mitten in der Nacht, meistens in einer Mondnacht, steht er auf, nimmt die Fiedel vom Nagel, setzt sich ans Fenster und spielt.

Er spielt manchmal weinend und manchmal lachend; manchmal bittet er, manchmal zürnt er, manchmal zerreißt er die Saiten, und manchmal streichelt er sie so sanft, so zart, so weich und innig, daß es durch alle Glieder fließt...

Und die Leute sagen: „Er spielt für den Teufel!"

Worterklärungen

Bedeckens — das übliche „Bedecken" der Braut vor der Trauung mit einem Seidentuch.
Briß — Beschneidungsfeier.
Bejßmedereſch (Bejß-Hamidroſch) — Lehr- und Bethaus.
Challe — geflochtenes Weißbrot für Sabbat und Feiertag.
Chanukke — Tempelweihefest zur Erinnerung an den Sieg über die Syrer. Dauert acht Tage.
Chaſen (Mehrz. Chaſanim) — Kantor, Vorbeter.
Chaſſidim (Mehrz. von Choſſid) — Angehörige der in Osteuropa verbreiteten, Ende des 18. Jahrhunderts aufgekommenen mystischen Richtung im Judentume.
Cheder — Elementarschule für Knaben.
Chuppe — Traubaldachin.
Dajen (Mehrz. Dajonim) — Rabbinergehilfe.
„El mole rachamim" — „Gott voller Barmherzigkeit", ein Gebet zum Totengedächtnis, wird vor der Trauung gesungen, wenn Braut oder Bräutigam Waise ist.
Fröhlich's — eine lustige Marschmelodie.
Jeſchiwe — freie Hochschule für talmudisches Wissen. Roſch-Jeſchiwe — Leiter einer solchen.
Jid — Jude. So wurde auch ein berühmter Zaddik genannt.
Jom-kippur — Versöhnungstag.
Kaddiſch — ein Gebet, das die Söhne Gestorbener täglich sprechen. Ist auch Bestandteil des täglichen Gottesdienstes.
Kojhen — Priester, Nachkomme Ahrons; für ihn gilt eine Reihe eigener ritueller Vorschriften.
Lamden — Gelehrter.
Leib Ssores — berühmter chassidischer Zaddik.
Maariw — Abendgebet.
Maſel-tow — „Gut Glück!" Glückwunschform.
Maskil — Aufgeklärter.
Melawe malke — das von den Chassidim festlich begangene Abschiedsmahl für die Königin Sabbat.
Minche — Nachmittagsgebet.
Minjon — eine aus zehn Männern bestehende Gebetsversammlung.

Misnagid — Gegner der Chassidim.

Mizwe — göttliches Gebot sowie Verdienst um die Erfüllung eines solchen. Mizwe-Tanz — wird von den Angehörigen und vom Rabbiner zu Ehren des Brautpaares getanzt.

Neïle — Schlußgebet am Versöhnungstag.

Pidjan ha ben — Auslösung der Erstgeburt durch Zahlung eines Geldbetrags an einen Kojhen.

Purim — fröhliches Fest zur Erinnerung an die Errettung der Juden durch Esther. Purimspieler führen an diesem Tage improvisierte Vorstellungen auf.

Reb — Herr.

Rebbe — Lehrer; auch chassidischer Zaddik (s. d.).

Rebbezin — Rabbinersfrau.

Row — Rabbiner. „Hören wie auf den Row" — ironische Redensart.

Sandek — derjenige, der das Kind während der Beschneidung auf dem Schoße hält; ist ein Ehrenamt.

Schabbes — Sabbat. Schabbes-Schire — der Sabbat, an dem das Loblied Mosis gelesen wird.

Schalaschudes — die „dritte Mahlzeit" vor Sabbatausgang.

Schames — Synagogendiener.

Schoiffor — Widderhorn, das beim Gottesdienste am Neujahrstage geblasen wird.

Schojschanos Jaakow — ein Purimgebet.

Schma Jißroel — „Höre Israel" — das heiligste Gebet der Juden.

Schul — Synagoge. Schulklopfer — Gemeindediener, der durch Klopfen an die Türen zum Morgengebet ruft.

Smires — Psalmen, die bei Tisch gesungen werden.

Seder — rituelle Mahlzeit an den beiden ersten Passahabenden.

Ssuke — Laubhütte.

Streimel — Mütze mit Pelzbesatz, wird von Rabbinern getragen.

Tales — Gebetmantel.

Trefe — Gegensatz zu koscher, zum Genusse unerlaubt, unrein.

Wallach — schwermütiges walachisches Musikstück.

Widduj — Sündenbekenntnis vor dem Tode.

Zaddik (auch Rebbe) — wundertätiger Rabbi der Chassidim.

USHMM LIBRARY
01 0001 0128 4924